

Identitätskonstruktionen von jungen Menschen der zweiten Generation

**Wie gestalten sie – im Spannungsfeld zwischen eigenen
Bedürfnissen und Anforderungen der Umgebung – ihren Platz in
der Gesellschaft?**

Lisa Kolb-Mzalouet

**Diplomarbeit
Eingereicht zur Erlangung des Grades
Magistra (FH) für sozialwissenschaftliche Berufe
an der Fachhochschule St. Pölten
Im September 2009**

**Erstbegutachterin:
Dr. Sylvia Supper**

**Zweitbegutachterin:
Dr. Gertrude Eigelsreiter-Jashari MAS**

Identitätskonstruktionen von jungen Menschen der zweiten Generation

Wie gestalten sie – im Spannungsfeld zwischen eigenen Bedürfnissen und Anforderungen der Umgebung – ihren Platz in der Gesellschaft?

Inwieweit ist es Menschen der zweiten Generation in der Spätadoleszenz möglich, zwischen den Erwartungen des sozialen Umfeldes und den eigenen Bedürfnissen einen für sich passenden Lebensstil zu entwickeln? Wie bewältigen sie die Anforderungen von Berufseinstieg, Partnerwahl und Haushaltsgründung und wie erleben sie Freundschaften, Nachbarschaften und soziale Vernetzung? In der vorliegenden qualitativen Studie werden mittels Fotobefragung Antworten auf diese Fragen gegeben. Dazu wurden InterviewpartnerInnen, die zwischen 19 und 24 Jahre alt waren, zu ihrem Leben in Wien befragt. Die Fotos, die sie selbst als Vorbereitung zum Interview gemacht hatten, sind Ausgangspunkt für ihre Erzählungen. Verschiedene Aspekte des Identitätsbegriffes in den Cultural Studies und nach Kleve bilden den Theorieteil der Arbeit. Die Analyse der Ergebnisse orientiert sich an der „Human Identity Needs Theory“ von Redekop. Ergebnisse aus den Interviews werden dabei mit dem Modell der menschlichen Identitätsbedürfnisse in Verbindung gebracht. Ein zentrales Forschungsergebnis ist die Konstruktion von Mehrfachidentitäten und der sich daraus ergebende spezifische Zugang zu einem sicheren Platz in der Mitte der Gesellschaft. In einigen Bereichen wird eine Sensibilität und Fragilität erkennbar, die durch einschneidende Lebenserfahrungen, wie unfreiwillige Ortswechsel, patriarchale Familienstrukturen und gesellschaftliche Diskriminierungserlebnisse, entstanden ist. Für das Feld der Sozialarbeit wird die Entwicklung einer professionellen interkulturellen Kompetenz von MitarbeiterInnen und Führungskräften vorgeschlagen sowie die interkulturelle Öffnung von Einrichtungen. Die Entwicklung von konkreten Maßnahmen, zur Förderung von Bildungskarrieren sowie die Entwicklung von Beratungsangeboten in Fragen von Gender und Partnerschaft werden angeregt.

Constructing identity among second-generation adolescents

How do they create their place in society between the conflicting priorities of personal needs and societal demands?

To what extent is it possible for second-generation adolescents to develop their own adequate lifestyle between the conflicting priorities of personal needs and societal demands? How do they cope with the requirements of career entry, mate selection, and setting up a household, how do they experience friendship, neighborhood and social networks?

The present qualitative study answers to above questions by using photo interviews. The interviewees, between 19 and 24 years old, were asked to tell about their life in Vienna. The photos, they took in preparation for the interview, offer incentives for their narratives. The theoretical part of the study discusses different aspects of concepts of identity of the Cultural Studies and according to Kleve. “The Human Identity needs Theory” of Redekop provides the theoretical framework for the analysis of the results. The issues of the interviews were linked to the model of human identity needs. A central result of the study is the construction of multiples identities and therefore their specific access to their position in society. Moreover, in some areas one can observe sensibility and fragility, which arose from drastic life experiences, i.e. involuntarily change of residence, patriarchal family structure, and experiences of societal discrimination. Regarding social work, this thesis suggests the development of a professional intercultural competence of staff members and executive managers as well as the intercultural opening of social institutions. Concluding, this thesis encourages developing specific measures in order to promote education as well as counseling in gender and partnership issues.

Für den Forschungsprozess und beim Schreiben dieser Arbeit habe ich viel Unterstützung und Ermutigung von Dr.ⁱⁿ Sylvia Supper, Dr.ⁱⁿ Bettina Kolb, Mag.^a Helga Kolb, Mag.^a Marina Kolb und Dr. Safah Algader erhalten, sowie von vielen FreundInnen und KollegInnen. Bei ihnen möchte ich mich sehr herzlich bedanken.

Gewidmet ist diese Diplomarbeit Karim Mzalouet und Paul Kolb, denen ich wichtige Erfahrungen und Sensibilität für die Thematik verdanke.

Inhalt

1	Einleitung	7
1.1	Aufbau der Arbeit	7
1.2	Erkenntnisinteresse.....	7
1.3	Fragestellung	10
1.4	Persönliche Ausgangspunkte.....	10
2	Theorie	11
2.1	Identitätsdefinitionen	11
2.1.1	<i>Identitätsbegriff bei Stewart Hall: Krise der Identitätskonstruktionen</i> ...	11
2.1.2	<i>Postmoderne Identitätskonstruktionen</i>	13
2.1.3	<i>Multiple und Hybride Identitäten</i>	13
2.1.4	<i>Identitätsdimensionen - Identitätsgruppen</i>	14
2.2	Identitätsbedürfnisse nach V. Redekop.....	15
2.2.1	<i>Human Identity Needs Theory</i>	15
2.2.2	<i>Identitätsbedürfnisse und Migration</i>	17
2.3	Migration und Integration	18
2.3.1	<i>Integration als das Zusammenfügen zu einem Ganzen</i>	18
2.3.2	<i>Integration und Inklusion</i>	19
2.3.3	<i>Dimensionen der Vielfalt in den Funktionssystemen und Lebenswelten der Gesellschaft</i>	21
2.4	Interkulturelle Sozialarbeit in einer Mehrkulturellen Gesellschaft	22
3	Methode	23
3.1	Methodenauswahl- Fotobefragung.....	23
3.2	Forschungsprozess.....	25
3.3	Die InterviewpartnerInnen	25
4	Ergebnisse und Thesen aus den Fotobefragungen	27
4.1	„PendlerInnen“ zwischen verschiedenen Welten	27
4.1.1	<i>Pendeln</i>	27
4.1.2	<i>Pendeln zwischen Orten</i>	28
4.1.3	<i>Widerstand gegen das Pendeln</i>	29
4.1.4	<i>Pendeln als Prozess des Vergleichens</i>	30
4.1.5	<i>Pendeln, das Konflikte zur Folge hat</i>	32
4.1.6	<i>Pendeln als Konfliktmuster und Beziehungsmuster</i>	33
4.1.7	<i>Pendeln als Ausdruck eines Konflikts und als vermeintliche Konfliktlösung</i>	33
4.1.8	<i>Pendeln zwischen Sprachen</i>	35
4.1.9	<i>Lösen der Pendeldynamik</i>	36
4.1.10	<i>Zusammenfassung</i>	39
4.2	Ankommen und Abschied als zentrale Lebenserfahrung und das Identitätsbedürfnis nach Zugehörigkeit und Verbundenheit.....	39
4.2.1	<i>Die Zugehörigkeit zum ursprünglicher Lebensraum</i>	39
4.2.2	<i>Der Verlust von Beziehungsqualitäten</i>	41
4.2.3	<i>Beziehungsqualität ist unabhängig vom Lebensraum und neue Freundschaften sind ein Gewinn</i>	45
4.2.4	<i>Zusammenfassung</i>	45
4.3	Zweifel an der eigenen Wirksamkeit	46
4.3.1	<i>Der Zwang, den Ort, an dem man leben möchte, verlassen zu müssen</i> 46	
4.3.2	<i>Die Erfahrung, unhöflichem und diffamierendem Verhalten und Zuschreibungen ausgeliefert zu sein</i>	47

4.3.3	<i>Die Schuld- und Opferrolle</i>	49
4.3.4	<i>Zwang und Unterlegenheit, die in der Familie erlebt werden</i>	50
4.3.5	<i>Diffamierung und Opfer-Sein, das im Freundeskreis erlebt wird</i>	52
4.3.6	<i>Rahmenbedingungen, die eine benachteiligende Wirkung haben und denen man ausgeliefert fühlt</i>	53
4.3.7	<i>Befreiungsphantasien aus der Opferrolle</i>	54
4.3.8	<i>Eigene Passivität, die es möglicherweise unmöglich macht, zu dem zu kommen, was man möchte</i>	55
4.3.9	<i>Wirksamkeit und Lebensgestaltung</i>	56
4.3.10	<i>Wirksamkeit und gesellschaftliche Partizipation</i>	57
4.3.11	<i>Zusammenfassung</i>	57
4.4	Soziale Sicherheit	58
4.4.1	<i>Arbeit als Absicherung des Lebensunterhalts</i>	58
4.4.2	<i>Bildung als Weg aus der Armut</i>	59
4.4.3	<i>Unsichere Lebensbedingungen durch schwierige Rahmenbedingungen</i> 59	
4.4.4	<i>Soziale Sicherheit durch adäquate Arbeit</i>	60
4.4.5	<i>Soziale Sicherheit und Verbundenheit durch Inklusion in das Soziale System</i> 60	
4.4.6	<i>Beziehungsunsicherheit im unmittelbaren Lebensraum</i>	61
4.4.7	<i>Brüchige Beziehungen: Enttäuschungen und Unsicherheit</i>	61
4.4.8	<i>Beziehungssicherheit gibt auch materielle Sicherheit</i>	62
4.4.9	<i>Materielle Unterstützung durch die Eltern</i>	62
4.4.10	<i>Krankheit - Unsicherheit in Psyche und Körper</i>	63
4.4.11	<i>Solidarität mit dem Schwächeren</i>	64
4.4.12	<i>Sicherheit durch gesellschaftliche Anerkennung</i>	64
4.4.13	<i>Zusammenfassung</i>	65
4.5	Genderaspekte	65
4.5.1	<i>Mann sein und der männliche Freundeskreis</i>	65
4.5.2	<i>Frau sein und die beste Freundin</i>	66
4.5.3	<i>Liebe und Partnerschaft</i>	67
4.5.4	<i>Das andere Geschlecht</i>	71
4.5.5	<i>Zusammenfassung</i>	73
5	Konsequenzen für die Soziale Arbeit	74
	„Die Anzahl der Möglichkeiten vermehren“	74
5.1	Orientierungshilfen: Information, Beratung und Begleitung	74
5.1.1	<i>Information über das österreichische Bildungswesen und Begleitung der Bildungskarriere</i>	75
5.1.2	<i>Information, Beratung und Betreuung in Fragen der Partnerschaft</i>	76
5.1.3	<i>Interkulturelle Öffnung der Einrichtungen und Organisationsentwicklung</i> 76	
5.2	Interkulturelle Kompetenz in der Sozialen Arbeit	77
5.2.1	<i>Die professionelle interkulturelle Kompetenz erweitern</i>	77
5.2.2	<i>Dialog</i>	79
5.2.3	<i>Kultur der Wertschätzung</i>	80
5.2.4	<i>„STOP“ bei Diskriminierung</i>	81
6	Conclusio	82
	<i>Mit Mehrfachzugängen zum Platz in der Gesellschaft</i>	82
7	Literatur	84

1 Einleitung

1.1 Aufbau der Arbeit

Das **Einleitungskapitel 1** beschreibt die Voraussetzungen für diese Arbeit, im **Kapitel 1.2** werden gesellschaftliche und persönliche Ausgangspunkte beschrieben. Das **Kapitel 1.3** befasst sich mit der Fragestellung und versucht die Relevanz des Themas in Bezug auf Soziale Arbeit darzulegen. Im **Theoriekapitel** werden im **Kapitel 2.1** zuerst Identitätsdefinitionen ausgehend von Steward Hall beschrieben, im **Kapitel 2.2** wird die Theorie der menschlichen Identitätsbedürfnisse nach Vern Redekop, die ein zentraler Bezugspunkt dieser Arbeit ist, vorgestellt. Das **Kapitel 2.3** zeigt verschiedene Aspekte von Migration und Integration auf, die für den Kontext Soziale Arbeit relevant sind. Darin wird auch Bernd Kleves zentrale Unterscheidung zwischen Inklusion und Integration auf Basis der systemtheoretischen Beschreibung von Gesellschaft dargestellt. In der Verbindung von Kleves systemtheoretischem Modell und Redekops Bedürfnistheorie wird ein Zugang zur Bedeutung von Diversität geschaffen. Das **Kapitel 2.4** befasst sich mit dem Verständnis von interkultureller Sozialarbeit. Im **Methodenkapitel 3** werden der methodische Zugang und die Umsetzung beschrieben. Im **Ergebniskapitel 4** werden die Ergebnisse aus der Forschungsarbeit in insgesamt fünf Unterkapitel dargestellt. Das **Kapitel 5** beschreibt Konsequenzen für die Soziale Arbeit. Mit der **Conclusio** wird die Arbeit beendet.

1.2 Erkenntnisinteresse

Diese Arbeit, beschäftigt sich mit Identitätskonstruktionen von jungen Menschen aus Zuwandererfamilien, der „Zweiten Generation“, wie die zumeist schon in Österreich geborenen Nachkommen von EinwanderInnen bezeichnet werden (Weiss 2007, S 25). Sie fällt politisch in eine Zeit, in der das Thema „Integration“ in der öffentlichen Diskussion und in der Politik mehr Bedeutung bekommt und immer mehr als Querschnittsmaterie verstanden wird. Sowohl in der Verwaltung, als auch in sozialen Organisationen und in der Wirtschaft gibt es zunehmend KundInnen und KlientInnen mit sog. „Migrationshintergrund“, d.h., dass entweder sie persönlich oder die Eltern oder Grosseltern nach Österreich eingewandert sind. Im Alltagsleben, als KollegInnen am Arbeitsplatz, als NachbarInnen, als MitbürgerInnen, im Freundeskreis der Kinder, usw., werden Menschen mit Migrationshintergrund angetroffen. Immer mehr Organisationen und Betriebe erkennen demnach die Wichtigkeit einer kulturellen Öffnung ihrer Organisation mit dem Ziel, sich auf

KundInnen mit unterschiedlichen kulturellen Gewohnheiten einzustellen und mehrkulturelle MitarbeiterInnen, also MitarbeiterInnen mit Migrationshintergrund, die in den meisten Fällen auch mehrsprachig sind, einzustellen. In der Sozialen Arbeit sind „ Migration, Flucht und die Folgen für das Individuum, die Familie, das Herkunfts- und Aufnahmeland, Probleme binationaler Ehen und Familien, inner -und interkulturelle Konflikte und Gewalt, Fremdenangst und Rassismus, organisierter Frauen- und Kinderhandel u.v.a.m. (...) in den letzten zwei Jahrzehnten zum sozialarbeiterischen wie sozialpädagogischen Alltag geworden“ (Staub- Berlusconi 2000: 48, zit. in: Freise 2005: 9). Soziale Arbeit braucht demnach selbst eine kulturelle Öffnung ihrer Einrichtungen und MitarbeiterInnen, sowie die Entwicklung von interkultureller Kompetenz. Gleichzeitig entwickelt sich innerhalb der Sozialen Arbeit der Spezialbereich der Interkulturellen Sozialen Arbeit, der die Aufgabe hat Hilfestellung für die Entwicklung einer mehrkulturellen Gesellschaft zu geben. „Interkulturelle Soziale Arbeit ist der Teil der Sozialen Arbeit, der darauf ausgerichtet ist, „ein akzeptables Zusammenleben von Mehrheiten und Minderheiten“ (Nieke 2001, 813 in Freise 2005: 10) in einer dauerhaft mehrkulturellen Gesellschaft zu ermöglichen“ (Freise 2005, 10). SozialarbeiterInnen treffen in ihren Praxisfeldern also auf MigrantInnen als KlientInnen/ PatientInnen /KundInnen. Jedoch nicht alle haben in ihrer eigenen Berufsausbildung und/oder Fortbildung die Chance gehabt sich aus professioneller Sicht „Interkulturelle Kompetenz“ anzueignen. SozialarbeiterInnen, die ihrerseits auf Migrationserfahrung in der eigenen Familie und/oder in der eigenen Lebensbiographie zurückgreifen können, sind noch eher selten. Das Interesse dieser Arbeit ist es daher die professionelle Interkulturelle Kompetenz der sozialen Arbeit zu vertiefen. Das Wissen um Konstruktionsmuster von Identität der zweiten Generation sowie die Erkenntnis, welche Bedürfnislagen damit verbunden sind könnten helfen das eigene professionelle Handeln zu reflektieren und die interkulturelle Sensibilität zu erweitern. Junge Menschen der zweiten Generation, befinden sich aus mehreren Gründen in einer besonderen Situation:

- Sie sind mehrsprachig aufgewachsen: meistens bedeutet das, dass sie auf den ersten Blick die deutsche Sprache und den Dialekt ihrer Umgebung gut beherrschen; gleichzeitig kann es aber für viele bedeuten, dass sie in der Schriftsprache weniger Kenntnisse haben, was wiederum Unverständnis von Seiten der Aufnahmegesellschaft nach sich zieht. „Unerwartet schneidet die zweite Generation trotz des längeren Aufenthalts in Österreich nicht besser ab als

die erste Generation. Sie erreichen beim Lesen sogar um 31 Punkte weniger als die 1. Generation“ (www.bifie.at/pisa-ergebnisse-2006 , 4.9.2009)

- Sie sind in Österreich aufgewachsen, werden aber in der Öffentlichkeit nicht als „ÖsterreicherInnen“ angesehen sondern gehören zur Kategorie der „AusländerInnen“. Eine junge Frau, interkulturelle Mitarbeiterin in der Abteilung für Kindergartenpädagogik in Niederösterreich formulierte das in einem Seminar so:
„Ich habe zwar einen österreichischen Pass, aber wegen meines Aussehens, den schwarzen Haaren werde ich oft gefragt, woher ich komme.“ Diese Frau ist mehrsprachig aufgewachsen, beherrscht die deutsche und türkische Sprache schriftlich und mündlich, ist berufstätig in einem Angestelltenverhältnis, ist verheiratet und Mutter zweier Kinder im Schulalter.
- Sie sind in Österreich geboren, aber das Herkunftsland der Eltern ist ein anderes, die familiären Wurzeln sind demnach woanders. Die Migrationsgeschichte in der eigenen Familie ist Teil ihrer Identität.
- Sie sind im Alter zwischen 19 und 25 Jahren, in der Spät-Adoleszenz, im frühen Erwachsenen-Alter, das geprägt ist vom Aufbau eines eigenständigen Lebens als Erwachsene und vom Ablösen aus dem Elternhause.
- Sie erleben die Grenzen am Bildungsmarkt, Arbeitsmarkt, Wohnungsmarkt, sie sind möglicherweise in diesen Bereichen stärker mit Diskriminierung konfrontiert als autochthone AltersgenossInnen. Sie haben möglicherweise schon in der Vergangenheit, in der Schule, am Spielplatz, im Öffentlichen Raum Diskriminierung aufgrund von Herkunft, Sprache und Religion erfahren. Sie haben individuelle und strukturelle Diskriminierung ihrer Eltern miterlebt, sie leben möglicherweise mit einem „Rucksack“ voller Diskriminierungserfahrungen, die sich auf unterschiedliche Weise auswirken können.(ZARA Rassismus Report 2007 S15-22 und 47-52 und Weiss 2007 , S. 106)
- Sie leben in einem Land, in das ihre Eltern eingewandert sind, das sich selbst aber nicht als „Einwanderungsland“ versteht und das erst sehr zögerlich beginnt sich mit Integration und den Aufnahmekompetenzen zu beschäftigen.

Diese jungen Erwachsenen aus Migrationsfamilien haben im einigen Punkten spezifische Voraussetzungen für ihre Entwicklung ins Erwachsenenleben. Sehr ausführlich beforscht diese Zielgruppe Hilde Weiss und MitarbeiterInnen (Weiss 2007) und ihre Ergebnisse sind ein wichtiger Bezugspunkt für die Überlegungen in dieser Arbeit.

1.3 Fragestellung

Im Zentrum der vorliegenden Arbeit steht die Frage, welche Daseins- und Identitätskonstruktionen junge Menschen der zweiten Generation aus MigrantInnenfamilien verwenden indem sie ihr Leben und ihren Platz in der Gesellschaft gestalten.

- Wie gehen sie mit dem Spannungsfeld von eigenen Bedürfnissen und Anforderungen der Umgebung um?
- Wie ist es ihnen möglich eine geglückte Integration der verschiedenen Erwartungen, Erwartungen der Eltern, FreundInnen, der Zuwanderer-Communities, gesellschaftlicher Erwartungen der Aufnahmegesellschaft und ihrer eigenen individuellen Wünsche zu erreichen?
- Wie können sie einen eigenen, für sie selbst passenden Lebensstil entwickeln?
- In welcher Weise gestalten sie die in diesem Alter sensiblen Lebensthemen wie Ausbildung, Einstieg ins Berufsleben und Berufstätigkeit, sowie Partnerwahl und Gründung eines eigenen Haushalts

In Bezug auf die Soziale Arbeit ergibt sich daraus die Frage, in welcher Art und Weise Einrichtungen und MitarbeiterInnen den Bedürfnissen und Fragestellungen der Zielgruppe „2. Generation“ gerecht werden können, also welche Kompetenzen und Maßnahmen es im Kontext Sozialarbeit braucht, um mit der Zielgruppe adäquat arbeiten zu können. Das Ziel dieser Arbeit ist sozialarbeiterische und pädagogische Praxis mit Wissenschaftlichkeit zu verbinden und dadurch möglicherweise zu vertiefen. Die Ergebnisse sollen daher Impulse für das praktische Tun im Feld der Sozialen Arbeit sein.

1.4 Persönliche Ausgangspunkte

Dem Interesse an der Fragestellung zugrunde liegen persönliche Aspekte, die mich im Zugang zu dieser Arbeit prägen:

- meine Arbeitssituation als Trainerin für Interkulturelle Kompetenz und Interkulturelle Pädagogik.
- meine private Lebenssituation als Ehefrau eines tunesischen Zuwanderers
- mein Vater, der als Sudetendeutscher in Wien lebte und durch den ich bestimmte Migrationsthemen schon wie „mit der Muttermilch“ erfahren habe

- meine künstlerische und kreative Tätigkeit mit dem „Theater der Unterdrückten“, wodurch mir das bildhafte Verstehen und Ausdrücken sehr naheliegend ist
- meine berufliche Identität als Sozialarbeiterin

Diese Erfahrungen prägen meine Zugänge zur dargestellten Theorie und den Umgang mit dem empirischen Material.

2 Theorie

Im folgenden Kapitel werden zuerst verschiedene Zugänge zum Identitätsbegriff dargestellt und es wird gezeigt, welcher Veränderung er unterlegen ist. Es wird mit dem Vorstellen Identitätsdimensionen eine Darstellung von Identität gezeigt, die es möglich machen soll, die Vielfalt der identitätskonstruierenden Prägungen und die Konstruktion von Mehrfachidentitäten nachzuvollziehen. Die danach dargestellte Human Identity Needs Theory nach Vern Redekop ist für die gesamte Arbeit ein wichtiger Bezugspunkt die auch in die Analyse der Ergebnisse miteinbezogen wird.

Danach werden verschiedene Zugänge von Integration dargestellt, dabei ist die von Bernd Kleve entwickelte Unterscheidung zwischen Integration und Inklusion ein wichtiger theoretischer Baustein. Im darauf folgenden Unterkapitel wird das theoretische Modell der Human Identity Needs Theory mit den Identitätsdimensionen und dem Konzept der Funktionssysteme und Lebenswelten in Verbindung gebracht, um die Komplexität der Identitätsbedürfnisse und deren Erfüllung in der Gesellschaft darzustellen.

2.1 Identitätsdefinitionen

2.1.1 *Identitätsbegriff bei Stewart Hall: Krise der Identitätskonstruktionen*

Identität wird umgangssprachlich zumeist mit Festigkeit und Eindeutigkeit in Verbindung gebracht und in der deutschen Sprache „hat man Identität“. Ähnlich wie Kultur scheint die Identität vor allem dann Sicherheit zu vermitteln, wenn sie unverwechselbar ist und eine fixe Größe darstellt. Ausgehend von den postkolonialen Studien der *Cultural Studies* beschreibt Hall zwei Positionen einer kulturellen Identität: die Erste reflektiert gemeinsam genutzte kulturelle Codes, gemeinsame Geschichte und Abstammung und stellt einen eindeutigen gleichbleibenden Referenzrahmen zur Verfügung. In diesem Zugang zu Identität wird einer

durch Unterdrückung fragmentierten Gruppe, Volk, „Rasse“, durch die Bearbeitung der gemeinsamen Geschichte wieder Integrität, Zugehörigkeit und Sicherheit vermittelt. Hall beschreibt diesen Prozess am Beispiel der kolonialen Erfahrung mit dem Verlust der Identität, und dem Wieder- Erzählen von Vergangenheit, dem Finden von Bildern, die ähnliche Schicksale sichtbar machen und Gemeinsamkeit im Erkennen entstehen lassen. „Francis Fotografien (...) versuchen die tiefe Einheit der schwarzen Menschen, die durch Kolonialisierung und Sklaverei über die afrikanische Diaspora verteilt wurden, in visueller Form zu rekonstruieren. Seine Arbeit ist ein Akt imaginärer Wiedervereinigung (Hall 2000: 28). Die zweite Position einer kulturellen Identität beschreibt Hall, als unterschiedlich in dem Sinn, dass es neben der Erfahrung der vielen Ähnlichkeiten, vor allem aber die Differenz ist, die zeigt, dass es nicht möglich ist auf die Dauer von „einer Erfahrung, einer Identität“ zu sprechen. Die Brüche, die Diskontinuitäten, die Unterschiede sind es, die zeigen, dass kulturelle Identität nicht nur der Vergangenheit angehört, sondern auch ein Sein und ein Werden mit all seinen Möglichkeiten und Offenheiten beinhaltet. (Hall 2000: 29). Gleichzeitig eröffnet diese Sicht auf Brüche und individuelle Schicksale noch deutlicher den traumatischen Charakter der „kolonialen Erfahrung“, indem gezeigt wird, wie sich die systematisch gezielte Ausübung von kultureller Macht auf das Leben jedes und jeder Einzelnen zu unterschiedlichen Zeiten und an unterschiedlichen Orten, auswirkt. „Die zweite Sichtweise der kulturellen Identität ist uns weniger vertraut und verunsichert uns stärker. Wenn Identität nicht in einer direkten, ungebrochenen Linie aus einem fixen Ursprung hervorgeht, wie können wir dann ihre Formierung verstehen?“ (Hall 2000: 29). Entscheidend ist wohl, dass über die Differenz hinaus Gemeinsamkeiten sichtbar und spürbar werden, jedoch nicht auf einen gemeinsamen „Ursprung“ hinweisen müssen. Die essentialistische Tradition hingegen geht von einem wesenhaften Inhalt und Kern aus, der von Natur aus gegeben erscheint und durch einen gemeinsamen Ursprung gespeist ist (Lutter/Reisenlettner 2005: 38). Demgegenüber steht im ausgehenden 20. Jahrhundert die Krise der Identität; die „diskursive Explosion“ (Lutter/Reisenlettner 2005: 81) rund um den Begriff und seine verschiedenen Konzeptualisierungen, die Konstitution individueller und kollektiver Identitäten, soziale Kategorien wie Ethnizität, „Rasse“ und Nation, Religion, soziale Klasse, Gender, Sexualität und Alter zur Folge hat vgl. 2.1.4.

2.1.2 Postmoderne Identitätskonstruktionen

In Auseinandersetzung mit aktuellen Theorien der Postmoderne unterscheidet Hall drei Konzepte kultureller Identität: das Konzept des Subjekts der Aufklärung, das mit Identität ein essentielles Zentrum, einen inneren Kern versteht, das soziologische Konzept, das die Idee des Kerns beibehält aber im Weiteren Identitätsentwicklung als einen dialogischen Prozess zwischen der persönlichen Innenwelt und dem Außen versteht, und drittens das Konzept des postmodernen Subjekts. Letzteres versteht Identität nicht mehr als einheitlich und stabil, sondern als Konstruktion mehrerer, sich manchmal auch widersprechender oder ungelöster Identitäten, entsprechend dem strukturellen Wandel, den äußeren sozialen Landschaften, die von Diskontinuität, Fragmentierung, Bruch und Zerstreung gekennzeichnet sind. Identität ist daher nicht fest, sondern beweglich. (vgl. Hall 2000: 181-183) „Das Subjekt (...) nimmt zu verschiedenen Zeiten verschiedene Identitäten an, die nicht um ein kohärentes „Ich“ herum vereinheitlicht worden sind.“ (vgl. Hall 2000: 181-183). Für Heiko Kleve ist postmodernes Denken ein Differenzdenken (und kein Identitätsdenken), welches das Differentiale als different, eben als nicht-identisch akzeptiert. Während mit der modernen Begründung der Dialektik, nämlich mit Hegel, die Identität von Identität und Differenz betont wird, betont der Postmodernismus, z.B. in Form der Systemtheorie, die Differenz von Identität und Differenz (Kleve 2000 98). Daher ist „postmodernes Differenzdenken immer auch Kritik der Identitätsphilosophie“ (Kemper 1995, 21 in Kleve 2000: 98).

2.1.3 Multiple und Hybride Identitäten

Multiple- bzw. Mehrfachidentitäten entstehen dann, wenn Identitätsbezüge nicht mehr einfach sondern mehrfach beantwortet werden, wenn das Prinzip, das Ideal der Modernen, die eindeutige Differenzierung, die klare Trennung, die rationale Abgeschiedenheit, die Reinheit der Unterscheidung (Kleve 2000: 32) nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, da die uneindeutige, hybride Differenzierung, das heißt Differenz bei gleichzeitiger „Vermischung“ des Differenzierten (Kleve 2000: 32) in den Vordergrund tritt. Hybridität eröffnet die Möglichkeit, die Eindeutigkeit kultureller und identitärer Zuschreibungen in Zwiespalt und Ambivalenz aufzulösen und so auch die an dieser Eindeutigkeit orientierenden Dominanzverhältnisse in Frage zu stellen (Horvath 2007: 27). In dynamischen und flexiblen Bewegungen konstruieren sich Identitäten jeweils gegenwärtig und entsprechend den jeweiligen Bedürfnisse und Kontexten tritt das eine oder/und das andere identitäre Element, die

ein oder/und andere kulturelle Prägung mehr in den Vordergrund. Das ermöglicht jeweils differente Perspektiven auf sich und auf die Umwelt.

2.1.4 Identitätsdimensionen - Identitätsgruppen

Um die Vielfalt von identitätskonstruierenden Prozessen beschreiben zu können kann es hilfreich sein Identitätsdimensionen zu Hilfe zu nehmen. Ausgehend von den sozialen Kategorien, wie sie in 2.1.1 schon beschrieben wurden, werden ähnliche von Deym-Soden (2006) und von Lee Gardenswartz/ Anita Rowe (2008) verwendet, wenn sie ihre Diversitätskategorien beschreiben. Die folgenden Kategorien von Deym-Soden, zeigen die Bedingungen, in die ein Mensch hineingeboren wird und die in Folge für die Konstruktionen von „Ich“ und „Wir“ prägend sind. Sie lassen sich einteilen in:

1. biologisches Geschlecht
2. Ort(e) der Geburt und des „Aufwachsens“
3. Sprache (n): „Muttersprache“, Familiensprache, Umgebungssprache (n)
4. Religion der Familie, Religion(en) in der Umgebung
5. Sozialer Status der Herkunftsfamilie
6. Körperliche Bedingungen: Hautfarbe, Haarfarbe, „besondere körperliche-seelische- geistige Bedürfnisse“
7. Geschwisterkonstellation: Ein- oder Mehrkindfamilie, Patchworkfamilie, Geschwisterreihenfolge (z.B. Erstgeborene, „Sandwichkind“, etc...)
8. Zeit: Geburtsjahr und damit verbundene familiäre und gesellschaftliche Situation bzw. „Generation“ (z.B. Nachkriegsgeneration, 68er Generation, usw..)

Diese identitätsstiftenden Bedingungen wurden nicht ausgesucht, sie sind „Zufall“ oder „Schicksal“. Sowohl die individuelle Prägung als auch die Gruppenprägung ist sehr unmittelbar wirksam und fällt zum Teil mit der frühkindlichen Identitätsbildung zusammen. Multiple Identitäten werden bei dieser Aufstellung der Kategorien sofort sichtbar, z.B. wenn bei Migrationserfahrung von Flüchtlingen aus Bosnien mehrere Herkunftsorte, mehrere Sprachen und ev. auch mehrere religiöse Bezüge erkennbar werden. Binäre Denkmuster, die sich in „Entweder- Oder-Schemen“ zeigen, können damit aufgebrochen werden, da deutlich wird, dass diese nicht der Wirklichkeit des Alltagslebens entsprechen. Mit dem voranschreitenden Lebensalter werden die identitätskonstruierenden Kategorien mehr und verändern sich, individuelle Ausprägung und Lebenslauf gewinnen an Bedeutung, sodass die ursprünglichen Startbedingungen weiterwirken, aber durch eigenes Interesse und Zutun und/oder

aus Notwendigkeit oder Zwang erweitert, verstärkt oder/und verändert werden. Entsprechend den o.g. Kategorien kann deren Erweiterung nun so beschrieben werden:

Ad 1. soziales Geschlecht: Gender

Ad 2. Wohnort(e), Lebensräume, Quartiers

Ad 3. Sprachen

Ad 4. Entwicklung des Glaubens der Religionszugehörigkeit

Ad 5. Beruf und Ausbildungen, sozialer Auf- bzw. Abstieg

Ad 6. Körperliche Bedingungen, Aussehen, Gesundheit, Mobilität

Ad 7 Freundeskreis, Communities, Nachbarschaft

Ad 8 Interessen, Hobbys, Sport, Kunst, sowie zivilgesellschaftliches Engagement in NGO's, Vereinen und politischen Parteien

Mit diesen Identitätskategorien können einzelne Menschen ihre Mehrfachidentitäten und Mehrfachzugehörigkeiten zu Identitätsgruppen beschreiben, und über Spannungsfelder, Ambivalenzen, Ähnlichkeiten und Differenzen kommunizieren. Horvath (2007: 22) betont in ihrer Beschreibung von hybriden Identitätskonstruktionen die Verwobenheit und „Querverbindungen“, die es erst ermöglichen, die Komplexität wahrzunehmen, anstelle der vereinfachenden Zuschreibungen und Polarisierungen, die durch „Wir“ und „Die“ Konstruktionen entstehen.

2.2 Identitätsbedürfnisse nach V. Redekop

Die Theorie der menschlichen Identitätsbedürfnisse nach v. Redekop (Redekop 2002: 31-60) ist genau dort anschlussfähig, wenn es darum geht die Vielfalt der menschlichen Identitäten und die damit verbundenen Bedürfnisse in ihrer unterschiedlichen, oft widersprüchlichen Art verstehen zu wollen.

2.2.1 *Human Identity Needs Theory*

Vern Redekop entwickelte die Human Identity Needs Theory- die Theorie der menschlichen Identitätsbedürfnisse- auf Basis der aus den 50er Jahren von Abraham Maslow stammenden Bedürfnistheorie weiter. Die grundlegende Änderung ist, dass es keine Hierarchie der Bedürfnisse gibt, sondern, dass diese Bedürfnisse in gleicher Weise zu einem „Selbst- Verständnis“ = Identität eines Individuums bzw. einer Gruppe beitragen. „Identity can be defined by needs, ontological needs (needs relating to the nature of being), or simply human needs. The unique and particular satisfier of human needs make up the unique and particular identity of a given

individual or a group” (Redekop 2002: 23). Die weiterführende These von Redekop beschreibt, dass Menschen und Gruppen von Menschen, deren Identitätsbedürfnisse nicht erfüllt sind und die nicht die Möglichkeit haben ihre Identitätsbedürfnisse in der ihnen spezifischen Art und Weise zu erfüllen, für die Erfüllung ihrer Bedürfnisse kämpfen (müssen). „Deep-rooted conflicts occur when the most significant human needs satisfiers are taken away or threatened. Human needs theory argues, that there are certain ontological and genetic needs, that will be persuade, and that socialization processes, if not compatible with human needs, far from socializing, will lead to frustrations, and to disturbed and anti-social personal and group behaviours.” (Redekop 2002: 23) “Deep - rooted conflict is about identity: the beliefs, values, culture, spirituality, meaning systems, relationships, history, imagination, and capacity to act that from the core of an individual or a group” (Redekop 2002: 23). Redekop beschreibt 5 Identitätsbedürfnisse, die für die Entwicklung und das Leben eines Menschen bzw. einer Gruppe von Menschen von Bedeutung sind:



1. Sinn – Bedeutung – Weltsicht- Meaning

Insight, root metaphors, justice, paradigm, „world” of meaning

2. Verbundenheit- Zugehörigkeit- Connectedness -

Belonging, community, language, tribe, land, nature

3. Sicherheit -Security-

Welfare needs, human rights, physical, emotional, spiritual, economic,

4. Wirksamkeit- Action- Control of environment, power, autonomy, agency

5. Anerkennung - Recognition

Nowledgement, appreciation, significance, dignity of Self worth, saving face

Emotionale Reaktionen, wenn diese Bedürfnisse erfüllt, bzw. nicht erfüllt sind:

1. Meaning: Self-recognizance / anger
2. Connectedness: Self-respect / sadness
3. Security: Self-confidence / fear
4. Action: Self- esteem /shame
5. Recognition: Self-actualization / depression

In einer zeitlichen Entwicklung gesehen, brauchen Identitätsbedürfnisse folgende weitere Dimensionen:

1. Memory–Imagination: das bedeutet z.B., dass das Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Verbundenheit eine Vergangenheit hat, die erinnert wird, ein Andenken hat und dass sich daraus Bilder und Vorstellungen für die Zukunft entwickeln.

2. Story-Stimulation: growth, challenge, change: Geschichten können erzählt werden, die in Zusammenhang mit Identitätsbedürfnissen stehen, die Zukunft soll Herausforderung beinhalten, Stimulation

3. Coherence- Continuity: In der Vergangenheit Erlebtes soll stimmig sein und den Zusammenhalt fördern, die Zukunft soll eine Kontinuität bringen, die es ermöglicht Identitätsbedürfnisse zu erfüllen

Menschliche Identitätsbedürfnisse beziehen sich auf biologische, psychologische und soziale Dimensionen. In Interaktionen zwischen Menschen, in Organisationen und in der Gesellschaft werden sie in spezifischer Weise erfüllt, die kulturell geprägt und Kultur schaffend sind. Konflikte und Defizite, die auf nicht erfüllten Identitätsbedürfnissen beruhen, können daher ebenso auf allen Ebenen des Lebens angetroffen werden.

2.2.2 Identitätsbedürfnisse und Migration

Identitätsbedürfnisse, sowie sie oben dargestellt sind, werden in den jeweiligen Kontexten, in denen sie entstehen, erfüllt. Ein Kind, das eine Zeichnung angefertigt hat, läuft im Kindergarten zur Kinderbetreuerin, zu Hause zu den Eltern, in der Schule möchte es die Zeichnung der LehrerIn zeigen, von allen erwartet es Anerkennung für das Werk. Solange die Kontexte ähnliche Bewertungsmaßstäbe und Normen haben, wird die Anerkennung ähnlich ausfallen. In der Migration jedoch wird in einem Kontext zum Beispiel höfliches Verhalten anders kodiert als in einem anderen, sodass in einer Situation die erwartete Anerkennung eintrifft, das gleiche

Verhalten in einem anderen Kontext vielleicht sogar sanktioniert wird. Während in einem Kontext ein bestimmter Arbeitsstil Wirksamkeit verspricht, kann er in einem anderen Arbeitszusammenhang ein Mißerfolgserlebnis nach sich ziehen. Während in einem Kontext eine bestimmte Kleidung stimmig und normal erlebt wird, kann sie in einem anderen Kontext dazu beitragen als AußenseiterIn wahrgenommen zu werden und damit das Bedürfnis nach Zugehörigkeit unerfüllt bleiben. Die Konsequenz daraus ist, dass MigrantInnen eine ganz grundlegende Anpassungsleistung vollbringen müssen, wollen sie in dem neuen gesellschaftlichen Umfeld bestehen. Freise beschreibt Migration als Identitätserschütterung, bei der die ganze Identität aufs Spiel gesetzt wird, da das routinierte und alltägliche Handeln in Frage gestellt wird, Interaktionsmuster nicht mehr funktionieren und Rollenmuster nicht ohne weiteres übertragbar sind (Freise 2005: 88-89). Er zitiert Möhring „Die psychischen Energien, die bei dem Übergang von einer Kultur in die andere frei werden, sind enorm, mit gewissen Einschränkungen vergleichbar mit anderen Übergängen, wie von der Kindheit ins Erwachsenenalter, wo auch regelhaft eine Umstrukturierung der Psyche eintritt.“ (Möhring 1998: 71 in Freise 2005: 88-89).

2.3 Migration und Integration

Migration, also der langfristige Wechsel des Wohnsitzes und des Lebensraumes, vollzieht sich in einem Weggehen und einem Ankommen. Diese Prozesse des Abschieds und des Ankommens sind generationsübergreifend zu sehen und wirken auf die Folgegeneration weiter (Weiss 2006:13).

2.3.1 *Integration als das Zusammenfügen zu einem Ganzen*

Integration, vom lateinischen Wort *integer* abstammend, bedeutet wörtlich unberührt, unversehrt, ganz, und meint das Zusammenfügen zu einem Ganzen. Freise unterscheidet im Integrationsprozess von MigrantInnen zwei Ebenen: 1. die intrapersonale Ebene, auf der ein gelungener Prozess für MigrantInnen eine Annahme der Bikulturalität und Bilingualität, sowie das Vermögen zwischen Lebenswelten balancieren zu können, bedeutet, während es für die einheimische Bevölkerung eine Kenntnis und Wertschätzung anderer Lebensformen und Kulturen auf Basis der persönlichen Beziehungen braucht. 2. auf der gesellschaftlich strukturellen Ebene ist Integration für MigrantInnen dann gelungen, wenn eine Partizipation am gesellschaftlichen Leben im Einwanderungsland und die Wertschätzung der Herkunftskultur, sowie der Erwerb der doppelten

Staatsbürgerschaft möglich ist; auf Seite der Aufnahmegesellschaft beschreibt Freise das Teilen von Macht und Einfluss mit MigrantInnen und die Berücksichtigung der Migrantensprachen und Migrantenkulturen ,z.B. in Schulen (Freise 2005: 101).

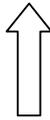
2.3.2 Integration und Inklusion

Im letzten Kapitel wird von einer gesellschaftlichen „Ganzheit“ ausgegangen. In diesem Kapitel wird Gesellschaft in seiner Differenz dargestellt, was ein anderes Verständnis von Integration braucht. „Besonders bei Soziologen wie Talcott Parson und Luhmann wird die Ausdifferenzierung autonomer gesellschaftlicher Bereiche wie Wirtschaft, Politik, Religion, Wissenschaft, Kunst etc deutlich, in denen sich eigene Logiken und Wertmaßstäbe herauskristallisieren (...). Die funktional differenzierte Gesellschaft lässt jede gesellschaftliche Einheit vermissen, sie differenziert sich in verschiedene Systeme aus, die gesellschaftsweit für bestimmte Problemlösungen, für bestimmte Funktionen zuständig sind“ (Kleve 2000: 29). Bernd Cleve, der die Luhmannschen Funktionssysteme weiter differenziert und den lebensweltlichen Systemen, wie Familie, Freunde, etc einen eigenen Platz zuweist, zeichnet folgendes Bild: „Mir kommt es im Folgenden darauf an, die Differenz zu kennzeichnen, die zwischen den großen Funktionssystemen der Gesellschaft (Wirtschaft, Politik, Recht...) und jenen „kleinen“ Systemen wie Familie und Intimsystemen bestehen.“ (Kleve 2000: 39). Während die Funktionssysteme den öffentlichen Bereich darstellen, „in dem mittels der instrumentellen Rationalität anhand solcher Kommunikationsmedien wie Macht, Geld und Recht agiert wird, ist die Lebenswelt jener (eher privater und vertraute) Bereich der Gesellschaft, in dem mittels der kommunikativen Rationalität agiert wird.“ Funktionssysteme funktionieren entsprechend klarer, oft bürokratischer Ordnungsprinzipien, während hingegen in den Lebenswelten eben nicht primär rechtlich, ökonomisch, politisch, etc funktionalisiert und formalisiert kommuniziert wird, sondern primär moralisch, wert- und normengeladen. (Kleve 2000: 39). Die Lebenswelt ist dann immer das, was sich funktionssystemisch nicht (...) einbinden lässt und einen persönlichen, individuellen, psychischen Nah- bzw. Vertrautheitsbereich ausbildet. In diesem Sinne sind Lebenswelten hybride, unklare, schwer fassbare Bereiche, in denen die Regel solidarisch oder moralisch, das heißt via Achtungs- und Missachtungsroutine kommuniziert wird. (Kleve 2000: 39).

Funktionssysteme der Gesellschaft

(Übersicht 2 in Kleve 2000: 42)

Wirtschaft	Politik	Recht	Wissenschaft	Erziehung	Religion	Soziale Arbeit
Instrumentelle Kommunikation/Rationalität (formale Organisation, Bürokratie, Verwaltung)						
Öffentlicher Bereich						



Lebenswelten der Gesellschaft

Familien	Freundschaftsbeziehungen	Netzwerke	Soziale Milieus	Unspezifische Interaktionen
Verständigungsorientierte Kommunikation/Rationalität strukturiert durch Werte, Normen und Moral				
Privater bzw. vertrauter Bereich				

Inklusion meint die Partizipation an den Funktionsbereichen der Gesellschaft während Integration die Teilhabe an den lebensweltlichen gesellschaftlichen Bereichen meint. Diese Unterscheidung ist insofern von Bedeutung, als es möglich ist von Funktionssystemen aufgrund der aktuellen Regelungen ausgeschlossen zu sein und gleichzeitig lebensweltlich integriert zu sein. Und umgekehrt ist es möglich eine sichere Teilhabe an den Funktionssystemen der Gesellschaft und gleichzeitig eine lebensweltliche Isoliertheit zu erleben. Beide Begriffe sind auf die gesellschaftliche Teilhabe insgesamt bezogen, können also auch im Kontext von Migration herangezogen werden, aber auch jede andere Gruppe der Gesellschaft meinen. So könnte jede der im Kapitel 2.1.4 angeführten Identitätsgruppen in Bezug auf Inklusion und Integration beschrieben werden. „Das Begriffspaar Integration/ Desintegration bezieht sich auf die in der multikulturellen Gesellschaft pluralisierten lebensweltlichen Zugehörigkeiten zu Gruppen, Beziehungen, Familien, Netzwerken, kollektiven Identitäten, in denen die Menschen ganzheitlich relevant sind sowie moralische Präferenzen und normative Wertsetzungen teilen. Inklusion/ Exklusion bezieht sich auf eine über funktionalisierte Rollen scharf differenzierte, nur ausschnittshafte soziale Teilhabe von Personen an gesellschaftlichen Systemen, die

symbolische und materielle Ressourcen wie (staatsbürgerliche) Rechte, (politische) Macht, Arbeit, Geld, Bildung, soziale Hilfe etc. bereitstellen sowie individuell vermitteln“ (Kleve 2000: 49). Heinz Bude beschreibt soziale Exklusion als die Frage nach dem verweigerten oder zugestandenen Platz im Gesamtgefüge der Gesellschaft. „Sie entscheidet darüber ob Menschen das Gefühl haben, dass ihnen Chancen offenstehen und dass ihnen ihre Leistung eine hörbare Stimme verleiht, oder ob sie glauben müssen nirgendwo hinzugehören und dass ihnen ihre Anstrengung und Mühe niemand abnimmt (Bude 2008: 14).

2.3.3 Dimensionen der Vielfalt in den Funktionssystemen und Lebenswelten der Gesellschaft

Im Folgenden wird das theoretische Modell der Human Identity Needs Theory mit den Identitätsdimensionen von Deym-Soden und dem Konzept der Funktionssysteme und Lebenswelten in Verbindung gebracht, um die Komplexität der Identitätsbedürfnisse in den verschiedenen gesellschaftlichen Feldern darzustellen. "Diversity Management" stellt eine Strategie zur Förderung der Wahrnehmung, Anerkennung und Nutzung von Vielfalt (=Diversität) in Organisationen und Institutionen dar und verfolgt ähnliche Ziele (www.donau-uni.ac.at/de/studium/diversitymanagement 4.9.2009). Es basiert auf der Idee, die Vielfalt der Menschen hinsichtlich Geschlecht, ethnischer Herkunft, Sprache, Religion und körperlicher Verfasstheit (Hautfarbe, Besonderer Bedürfnisse), Alter etc. als Ressource für Wirtschaft, Organisationen, Gemeinden, u.a.m., zu nützen. Gleichzeitig geht es um ein Verbot von Diskriminierung und Rassismen (Wiener Antidiskriminierungsgesetz v. 2004 www.wien.gv.at/recht/landesrecht-wien/landesgesetzblatt/jahrgang/2008/ , 4.9.2009). Ein Diversitätsmanagement, das in den verschiedenen Funktionssystemen der Gesellschaft Anwendung findet, würde bedeuten, dass jeder Mensch in seiner besonderen vielfältigen Identität anerkannt wird. Individuen und soziale Gruppen sollten demnach in allen Funktionssystemen, also in der Wirtschaft, in der Politik, im Rechtssystem, in der Wissenschaft, in der Erziehung, in der Religion und in der Sozialen Arbeit in ihren vielfältigen Identitätsdimensionen Anerkennung, Chancengleichheit erfahren und ihrer spezifischen Möglichkeiten erkannt und genutzt werden. Das Gleiche sollte in den Lebenswelten der Gesellschaft, in den Familien, Nachbarschaften und Netzwerken, gelten. In den Funktionssystemen und Lebenswelten würde danach gestrebt werden

die Identitätsbedürfnisse nach Anerkennung, Sicherheit, Zugehörigkeit, Wirksamkeit und Sinn durch Inklusion und Integration in die Systeme zu erfüllen.

Soziale Arbeit im Sinne der Diversität und Chancengleichheit aller Menschen und Gruppen unterschiedlicher Identitäten hat daher sowohl deren Inklusion in die öffentlichen Funktionssysteme als auch deren Integration in lebensweltliche Gruppen und Gemeinschaften zum Ziel.

2.4 Interkulturelle Sozialarbeit in einer Mehrkulturellen Gesellschaft

Sozialarbeit, die das mehrkulturelle Leben einer Gesellschaft, das Zusammenleben in Diversität und Vielfalt, professionell begleitet und unterstützt, braucht einen differenzierten Blick auf die Bedeutung des Begriffs „Integration“, mit der die jeweiligen NutzerIn und ev. auch AuftraggeberIn diesen Begriff verwendet. Die Unterstützung der Teilhabe an den Funktionsbereichen einer Gesellschaft stellt ein Ziel dar, die Förderung der lebensweltlichen Integration in der Familie, im Freundeskreis in der Nachbarschaft und in der Community ist ein anderes Ziel. Diversität und kulturelle Vielfalt befinden sich im Spannungsfeld einer Konstruktion von Ganzheitlichkeit und Differenzierung. Kleve (2000) zitiert Unseld, die meint, „dass Ganzheit das ist, das wir vor allem dort wahr nehmen können, wo es sich in der konkreten Vielfalt einer Gemeinschaft von unterschiedlichen Lebensformen realisiert.“ Ganzheit verwirklicht sich demnach in der Entfaltung von Differenzen, z.B. in der „Entfaltung einer Vielzahl unterschiedlicher Lebensformen“ (Godela Unseld 1997 124 in Kleve 2000: 100). Und „Je mehr man ins Ganze ausgreift umso mehr stößt man auf Diversität, Unordentlichkeit und Unfasslichkeit“ (Welsch 1996: 658 in Kleve 2000: 100). „Die Gesellschaft ist seit ihrem Übergang in die funktionale, in die funktionstheoretische Differenzierung, also etwa seit dem Eintritt in das 20. Jahrhundert keine normative integrierte Gesellschaft mehr, in der sozial geteilter Sinn, mithin das soziale Ganze (z.B. über universelle Normen) alles andere zusammenhält, sondern eine(...) desintegrierte Gesellschaft, in der man nur noch leben kann, weil es formal organisierte und institutionalisierte Möglichkeiten sozialer Inklusion gibt.“ (Kleve 2000: 116) Soziale Arbeit muss daher Bestrebungen enttäuschen, die einem einheitlichen kulturell eindeutig zuordenbaren Gesellschaftsbild zugrunde liegen. „Während die politisch konservative Seite den Begriff Integration als einen schillernden Kampfbegriff benutzt, mit dem die

Einstellung zu Ausländern umschrieben wird: von der Anpassung (Assimilation) bis hin zur Ausgrenzung `Integrationsunwilliger´ (Jakubeit 1999 in Kleve 2000: 116), kommt es darauf an nicht Integration zu fordern, sondern Desintegration auszuhalten. Man sollte sehen lernen, dass sich die Weltgesellschaft spätestens mit der zunehmenden Globalisierung und Internationalisierung nicht nur der Wirtschaft keineswegs mehr in kulturell und ethnisch eindeutig und einheitlich integrierte Regionalgesellschaften aufgliedert.“ (Kleve 2000: 116) Soziale Arbeit sollte stattdessen ein Zusammenleben fördern, in dem im Anderen das „desintegrierte Andere bzw. Fremde anerkannt wird, ohne es deshalb aus der Gesellschaft auszuschließen, ohne es zu exkludieren.“(Kleve 2000: 92). Das braucht interkulturelle Kompetenz, eine Fähigkeit, die es in der Gesellschaft zu nutzen und zu entwickeln gilt (Freise 2005: 10). „Wer als SozialarbeiterIn tätig ist braucht nicht nur theoretisch fundierte Sachkenntnis, sondern auch persönliche Fähigkeiten im Umgang mit Menschen und gesellschaftlichen Strukturen“ (Freise 2005: 11). Freise beschreibt drei Schwerpunkte, die interkulturelle Kompetenz ausmachen: die Fähigkeit, theoretisches Grundlagenwissen zur Interkulturalität Sozialer Arbeit als Basis des eigenen Handelns zu reflektieren, die Fähigkeit zu interkulturellem konzeptionellen Denken und Handeln und interkulturelle Sensibilität mit der Fähigkeit zur Empathie, Ambiguitätstoleranz und gewaltfreier Konfliktregelung (Freise 2005: 11). Basis dabei ist ein Kulturverständnis, das von der Alltagskultur der Menschen ausgeht, das Kultur dynamisch und flexibel versteht und, ähnlich wie beim Zugang zur Mehrfachidentität, Kultur als grenzüberschreitend und situationsbezogen sich gestaltend, versteht. Für Udeani, der einen fruchtbaren Kulturdialog ermöglichen möchte, ist „Kultur die Summe aller lebenstragenden Fragen und der damit verbundenen Antworten“ (Udeani, 2006: 381).

3 Methode

3.1 Methodenauswahl- Fotobefragung

"Die Fotobefragung ist eine partizipative Erhebungsmethode der visuellen Soziologie (Richter 1989), die im Paradigma der qualitativen Sozialforschung einen interpretativen Zugang zur sozialen Wirklichkeit darstellt. Neben den Vorstellungen der ForscherInnen bringen sich die Befragten aktiv in die Forschung ein. Ihre Relevanzsysteme zu sozialen Phänomen sind in der qualitativen

sozialwissenschaftlichen Forschung die wichtigsten Quellen, um soziale Wirklichkeit zu beschreiben (Lamnek 1988). In einer partizipativen Fotobefragung werden diese Relevanzsysteme mit Hilfe von Fotografien zum Ausdruck gebracht und in einem Interview ergänzt. Fotografieren heißt hier, einen Blick auf ein soziales Phänomen zu werfen und in einem Foto visuell festhalten" (Kolb Bettina 2008a). In der vorliegenden Studie wurden mit der Methode der Fotobefragung Daten in Form von Fotos und offenen Interviews erstellt. Dabei wurden die befragten Personen zuerst gebeten vier Fotos zu folgendem Thema zu machen: „Ich- *Vorname*- mein Leben in Wien“ (z.B. „Ich- *Fatima*- mein Leben in Wien“). Danach wird ein offenes Interview zu den Bildern geführt. Dieser partizipative offene methodische Zugang passt zum Thema und zu den Zielen der Forschungsfrage, nämlich sich selbst, das eigene Leben zu reflektieren. Die GesprächspartnerInnen sind frei ihre individuellen Zugänge zur Fragestellung darzustellen und damit ihr ExpertInnenwissen zur Verfügung zu stellen. „During the active photo shooting phase, respondents continue to reflect on the research question (...). Photo respondents often find this phase empowering as they make their perspectives explicit in their photos as they engage in a very personal way in the research question, and think about how it matters in their lives and communities. Participants often gain new insights into their lives and reality as they reflect on their subjective situation from a different point of view, through the lens of the camera.“ (Kolb Bettina 2008b). Daran schließt sich auch die Idee, dass das Fotointerview nicht nur für die ForscherInnen dienlich ist, sondern auch für die Interviewten Personen anregend und hilfreich sein könnte. Bilder haben grundsätzlich noch eine andere Qualität des Ausdrucks als Sprache: für die Zielgruppe der zweiten Generation ist die Interviewsprache Deutsch nicht die Muttersprache, daher ist es insbesondere in der Migrationsforschung wichtig, ergänzend zur Wortsprache alternative Ausdrucksformen anzubieten. Bilder sind eine wichtige Ergänzung zur Wortsprache, sie setzen weniger sprachliche Kompetenzen voraus. Visuelle Methoden können helfen, Sprachschwierigkeiten zu überbrücken. Sie ermöglichen Einblicke in Dimensionen von Lebenswelt, die verbale Methoden allein nicht geben könnten (Holzwart / Niesyto 2008). In der vorliegenden Studie wurde das Fotomaterial zur Generierung der Erzählung in den Interviews eingesetzt, nur das Textmaterial wurde als Datenmaterial zur Interpretation verwendet.

3.2 Forschungsprozess

Der Zugang zum Feld war durch Kontakte zu Einrichtungen der offenen Jugendarbeit und zu MigrantInnenvereinen gegeben. Die GesprächspartnerInnen wurden in einem theoretical sampling im Sinne der „Grounded Theory“ ausgewählt, um eine möglichst breite Erfassung von Themen und Aussagen zu gewährleisten. Grundsätzlich war das Interesse, Personen, die nach Geschlecht, kultureller Herkunft und sozialem Lebensraum in Wien unterschiedlich sind, als GesprächspartnerInnen zu befragen. Die Anzahl der Interviews war aufgrund des methodischen Zugangs nicht festgelegt, aufgrund der Bedingungen im Rahmen des Studiums war jedoch nur eine kleine Stichprobe möglich. Die Interpretation der Daten ist im ersten Schritt durch Feinstrukturanalyse (Froschauer/ Lueger 2003: 110-121) erfolgt, dazu wurden für zwei Interviews zusätzlich zu den Auswertungen der Projektleiterin zwei Forschungsgruppe installiert. Die Mitglieder dieser Forschungsgruppe waren nach Geschlecht, Alter, Herkunft und ExpertInnenwissen unterschiedlich zusammengesetzt, um möglichst viele Herangehensweisen an den Text zu ermöglichen. Im zweiten Schritt wurden im Systemanalyseverfahren (Froschauer/ Lueger 2003: 142-157) die Interviewtexte weiter bearbeitet.

3.3 Die InterviewpartnerInnen

Zwei InterviewpartnerInnen wurden durch die Vermittlung von Kollegen aus der aufsuchenden Jugendarbeit, die quasi eine „Beziehungsbrücke“ herstellten, gefunden, die dritte GesprächspartnerIn wurde über ein Lokal gefunden, das von jungen Menschen, die der gesuchten Zielgruppe entsprachen, geführt wird, und sich in der unmittelbaren Nachbarschaft der Interviewerin befand.

Die erste Interviewpartnerin ist S., zum Zeitpunkt des Interviews ist sie 21 Jahre alt. Sie ist in Neunkirchen geboren und in Wimpassing aufgewachsen und lebt nun in Wien, im 20. Bezirk. Der Vater kommt aus Mittelanatolien und ist 1973 mit 17 Jahren nach Österreich eingewandert. Er heiratet 1981 in der Türkei S`s Mutter, die zu diesem Zeitpunkt 15 Jahre alt ist. Das Paar bekommt 4 Kinder, S. hat noch eine ältere Schwester und zwei jüngere Brüder. Der Vater ist zum Zeitpunkt des Interviews, 50-jährig, wegen Konkurs der Firma arbeitslos geworden, davor war er Vorarbeiter. Die Mutter arbeitet bei Semperit über eine Leihfirma. S. besucht VS und HS in Wimpassing, danach absolviert sie die Hotelfachschule am Semmering, einen 1 1/2-jährigen Aufbaulehrgang in Wien bricht sie wegen psychischer Probleme ab. Sie

besucht danach eine Maturaschule und arbeitet als Kellnerin in einem orientalischen Lokal, von dem sie auch Geschäftsführerin ist (vgl. Zusatzprotokoll S.).

H. der zweite Interviewpartner ist, wie S. ebenfalls aus einer türkischstämmigen Migrantenfamilie, er ist zum Zeitpunkt des Interviews 24 Jahre. Die Eltern stammen aus Bauernfamilien in Mittelanatolien, der Vater kam 1978/79 nach Österreich und arbeitete zum Zeitpunkt des Interviews als Chauffeur bei einem Fahrtendienst. Die Mutter kam Anfang der 80er nach Österreich und ist Hausfrau. Der erste Sohn wurde 1979 in der Türkei geboren, H. kam als Zweitgeborener 1983 in Wien zur Welt, zwei weitere Söhne 1984 und 1992. Die Familie wohnt im 15. Bezirk in Wien, H. lebt inzwischen mit eigener Familie - er ist mit einer Türkin verheiratet und hat eine kleine Tochter - im 14. Bezirk. Er arbeitet als U-Bahnfahrer bei den Wiener Linien. H. besuchte die HS im 15. Bezirk, Gymnasium und Matura machte er über ein Fernstudium in der Türkei, danach studierte er auf der Universität Wien Jus und Orientalistik. Aus finanziellen Gründen brach er das Studium ab, um Vollzeit zu arbeiten (vgl. Zusatzprotokoll H.).

Der dritte Interviewpartner, AH, stammt aus einer Zuwandererfamilie aus Ägypten. Er wurde als 4. von 5 Kindern in Österreich geboren und ist zum Zeitpunkt des Interviews 24 Jahre. Die Eltern wandern 1983 nach Österreich ein, der Vater, zum Zeitpunkt der Einwanderung bereits 49 Jahre, ist ein in Deutschland ausgebildeter Gartenbauingenieur, er arbeitet in Österreich bis zu seiner Pensionierung als muslimischer Religionslehrer. Die Mutter, von Beruf Diplomingenieur für Tiefbau, wurde in Ägypten ausgebildet und arbeitet bis zu ihrer Auswanderung nach Österreich in ihrem Beruf, danach nicht mehr. AH. lebt bis zu seinem 12. Lebensjahr in seiner Familie, danach lebt er in Einrichtungen der Jugendwohlfahrt in NÖ und OÖ, wobei er oft wechselt. Im 13. LJ versucht er wieder in der Familie zu sein, als der Vater seine Gattin mit allen 5 Kindern nach Ägypten schickt, um dort weiter zu leben. Nach einem Schuljahr in Ägypten, das AH. weitgehend nicht in der Schule verbringt, kommt die Familie wieder nach Wien, der Vater muss sich dem Wunsch der Familie beugen, in Österreich bleiben zu wollen. Nach dem Ägypten-Aufenthalt lebt AH. wieder in Einrichtungen d. JW bis er mit seiner Volljährigkeit in eine eigene Wohnung zieht. Er lebt seit einigen Jahren wieder in Wien, im 15. Bezirk, und ist verheiratet. AH. besucht Kindergarten, VS und HS (ohne Abschluss), er macht

Studienberechtigungsprüfung und studiert aktuell Pädagogik an der Univ. Wien, seit seinem 16. Lebensjahr arbeitet er in verschiedenen Jobs, zum Zeitpunkt des Interviews hat er sich für eine Teilzeitstelle als Jugendbetreuer beworben (vgl. Zusatzprotokoll AH.).

4 Ergebnisse und Thesen aus den Fotobefragungen

Die Ergebnisse werden in 5 Kapiteln zusammengefasst. Die Themen der Kapitel ergeben sich aus den Interviewschwerpunkten, so ist z.B. „Pendeln“ vgl. Kapitel 4.1 eine spezifische Erfahrung, die mit dem Migrationsprozess im Zusammenhang steht und daher im Sinne der Differenz zu autochthonen jungen Menschen herausgearbeitet wird. Zugehörigkeit vgl. Kapitel 4.2 , Wirksamkeit vgl. Kapitel 4.3 und Sicherheit vgl. Kapitel 4.4 sind Themen, die in allen Interviews dargestellt wurden, und wurden in der „Human Identity-Needs Theory“ nach Redekop im Theorieteil beschrieben vgl. 2.2.1. Der Genderaspekt wurde herausgearbeitet, da er sowohl hinsichtlich der Alters- und Lebenssituation wichtig ist, als auch in „Integrationsdebatten“ immer wieder besprochen wird, inwieweit Frauen, aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur muslimischen Religion, „unterdrückt“ seien. In den ausgewählten Zitaten finden sich meist mehrere Themen, was die Komplexhaftigkeit widerspiegelt.

4.1 „PendlerInnen“ zwischen verschiedenen Welten

4.1.1 Pendeln

Die Einwanderergeneration hat, auch gezwungen durch die gesetzlichen Rahmenbedingungen in Österreich, einen zweifachen Fokus: einerseits gibt es die Herausforderung das Leben im Aufnahmeland zu meistern, andererseits gab und gibt es wichtige Verbundenheiten zum Herkunftsland. Diese Orientierung an zwei Lebensräumen hat oft eine regelmäßige Reisetätigkeit zur Folge, meist in den Sommermonaten und zu den Feiertagen wird die Familie im Herkunftsland besucht. In vielen Fällen wird es als wichtig erachtet im Herkunftsland finanzielle Investitionen zu tätigen, wie z.B. in Hausbau und in Geschäfte. Finanzielle Zuwendungen an zurückgebliebene Familienmitglieder, die zum Teil von dieser Unterstützung abhängig sind, werden regelmäßig getätigt, sowie oftmalige Kontakte durch

Telefonate. Diese regelmäßigen Bewegungen zwischen dem Herkunftsland und dem Aufnahmeland nenne ich Pendeln, wobei die Bewegung nicht nur eine physische, von Ort zu Ort, sein kann, sondern auch die Aufmerksamkeit und der psychische und materielle Energieeinsatz einer Person und in der Folge einer Familie pendelt zwischen beiden Orten und den jeweiligen Lebensbedingungen. Dieses Pendeln bringt es unter anderem mit sich, dass die zur Verfügung stehenden Ressourcen auf (zumindest) zwei Orte und Lebenssituationen aufgeteilt werden. Diese Bezogenheit auf zwei Orte und die damit verbundene Pendelbewegung hat, was die Identitätskonstruktionen der Kinder von Einwanderern betrifft, eine besondere Auswirkung. Pendeln und diese Bezogenheit auf zwei Orte mit zwei wahrscheinlich sehr unterschiedlichen Lebenssituationen scheint für junge Menschen der Folgegeneration ein selbstverständliches, normales Lebens- und Beziehungsmuster zu sein.

4.1.2 Pendeln zwischen Orten

ist eine naheliegende Möglichkeit, um Bedürfnisse zu erfüllen, die an einem Ort nicht zu befriedigen sind. In den Interviews werden Ausbildungswünsche dargestellt, die das Pendeln notwendig machten. Anlässlich der Fragen zum Zusatzprotokoll erzählt H., der in Wien im 15. Bezirk geboren wurde und in der Folge dort ansässig war, dass er, nachdem er in Wien die Hauptschule abgeschlossen hatte, auf Wunsch der Eltern das Gymnasium und die Matura in der Türkei als Fernstudium machte, was einen oftmaligen Türkeiaufenthalt zur Folge hatte. I., die in NÖ in Wimpassing lebte, erzählte, dass sie, ebenso wie ihre um ein Jahr ältere Schwester, nach der Hotelfachschule am Semmering, in Wien den Aufbaulehrgang der Wiener Gastgewerbeschule besuchte. Für beide gehörte und gehört das Pendeln jahrelang zum Lebensstil, es ist eine Alltagsgewohnheit, eine Normalität, und auch S.s Schwester und die Freundin leben so. Das erste Foto, das S. beschreibt, ist das Haus ihrer Familie in NÖ:

„also mein Haus in NÖ hab ich deswegen ausgesucht, weil ich seit 4 Jahren in Wien wohn und früher dort war und jetzt immer wieder hin und her pendle“ (IS Bild 1 Abs1).

„meine ältere Schwester, die schon 22 ist, die hat auch bis vor kurzem bei mir in Wien gewohnt und die hat aber jetzt die Matura schon gemacht und ist wieder zurück nach NÖ, übern Sommer war sie dort, und ja gestern hat sie ein Vorstellungsgespräch gehabt und kommt wieder zurück nach Wien“ (IS Bild 1 Abs. 8).

„die N.: so gut befreundet bin ich seit 8 Jahren mit ihr und sehr gut befreundet eben seit 4 Jahren, weil ich hierher gezogen bin, sie ist dann zu mir gezogen, hat in Wien angefangen zu arbeiten, (...) sie ist ja mit mir mitgekommen, (...) die ist auch vom Land und die hat dann 2

Jahre hier gearbeitet, ein Jahr war sie dann in NÖ wieder, bei den Eltern, nur sie war dann immer wieder bei mir am Wochenende, wir sind immer zusammen fort gegangen“ (vgl. Bild 3 Abs.15).

In den Erzählungen von H. wiederum wird deutlich, dass das Pendeln zwischen Orten auch ein Ausdruck für innere Verbundenheit ist. Diese Verbundenheit kann kleinräumig gepflegt werden und z.B. zwischen zwei Nachbarbezirken statt finden: Bei seinem ersten Bild, das das Elisabethspital im 15. Bezirk darstellt, erzählt er, dass das der Ort sei, an dem er geboren wurde, er beschreibt die Vorzüge dieses Ortes, wie z.B. die Ruhe, er erzählt, wie sehr er sich diesem Ort verbunden fühlt und dass er immer wieder den Weg mit seinem Auto so wählt, dass er daran vorbei fährt.

„und, ich weiß nicht, wie gesagt, ich muss immer dort vorbei, auch wenn ich mit dem Auto fahre, na?, ich nehme immer diesen Weg runter, ist toll einfach dort vorbei zu fahren.“ (IH Bild 1 Abs. 4).

Als Beispiel für Verbundenheit, die großräumig zwischen Ländern stattfindet und gepflegt wird, erzählt H. an einer anderen Stelle von den jährlichen Sommeraufenthalten der Familie in der Türkei, die nur durch die schlechtere finanzielle Situation eingeschränkt werden mussten. An dieser Stelle wird auch deutlich, dass das Pflegen der familiären Kontakte einen finanziellen Aufwand bedeutete.

*„I: Seid ihr auch eine Familie, die im Sommer immer in die Türkei gefahren ist oder war das bei euch nicht so?
H: na damals haben wir das noch leisten können, zu der Zeit von Schilling, aber zur Zeit von Euro, damals sind wir halt ein Jahr gegangen und ein Jahr nicht, na? mit der Euro, dann jedes zweite Jahr“ (IH Bild 4 Abs.24).*

4.1.3 Widerstand gegen das Pendeln

Obwohl das Pendeln zwischen Orten etwas Alltägliches ist, häufig gemacht wird und naheliegend wirkt, sind Ortswechsel oft nicht freiwillig. In den Interviews werden starke Widerstände gegen Ortswechsel deutlich. S. erzählt, dass sie nicht nach Wien wollte, sie musste ihren Unwillen überwinden, um wegen ihrer weiteren Ausbildung den Wohnort zu wechseln. Rückblickend fragt sie sich noch, ob die Entscheidung nach Wien zu gehen richtig war, sie zeigt starke Ambivalenzen.

„es hat mich eh sehr viel Überwindung gekostet hierher zu ziehen, weil am Anfang wollt ich gar nicht, ich wollt nicht den Aufbaulehrgang machen, den ich dann abgebrochen hab, ich wollt nicht die Maturaakademie machen, ich wollt gar nicht nach Wien, ich bereu´s heute noch immer ob ich´s richtig plan, jetzt kann ich auch nicht auf Wien verzichten“ (IS Bild 3 Abs. 6).

H. betont im folgenden Satz seine Ansässigkeit, er beschreibt sich als treuer Bewohner des 15. Bezirks, der dort, ebenso wie seine Geschwister geboren und aufgewachsen ist und dann den 15. Bezirk verlassen musste. Er beschreibt den 15. Bezirk als seine Heimat und er fühlt sich so sehr verbunden, dass diese Verbindung bis in den Tod hält. In seiner Handlungslogik ist er von Geburt bis zum Tod am gleichen Ort, er ist in einem großen Maße ortsverbunden, damit steht er im Konflikt mit seiner eigenen Elterngeneration, die genau das nicht gelebt hat, und mit anderen Zuwanderern.

„und das ist halt (kurze Pause) der Ort, wo ich halt auf die Welt gekommen bin und wo auch meine anderen Geschwister auf die Welt gekommen sind, das heißt quasi- ich bin im 15. aufgewachsen, dort geboren, aufgewachsen, eigentlich hatte ich es vor bis zum Tod halt dort zu leben aber leider hat es sich so ergeben, dass ich in den 12. ziehen musste“ (IH Bild 1 Abs1).

H. erzählt, dass das Pendeln während seines Gymnasium- Fernstudiums in der Türkei, das Pendeln zwischen der Türkei und Österreich, ihn so sehr beansprucht hatte, dass er sich später gegen ein Studium in Graz entschieden hat, obwohl es sein Kindheitstraum war Dolmetscher zu werden. Er begründet das damit, dass er von seinen Eltern nicht weit weg wollte. Möglicherweise war dieses Pendeln in die Türkei auch so anstrengend, weil es - als Jugendlicher - immer wieder eine Trennung von der Familie bedeutet; später wird auch noch klar, dass er das Fernstudium in der Türkei auf Wunsch der Eltern gemacht hatte. Nicht nach Graz umzusiedeln war eine Entscheidung, die er offensichtlich selbst treffen konnte.

„und nach Graz wollt ich nicht umsiedeln, ich wollt halt nicht weit weg von meinen Eltern eben, na? Weil, das hin- und her, die ganze Zeit in die Türkei, Österreich- Türke- Österreich, das hat mich schon fertig gemacht, während meines Gymnasiums, na? Und das zweite Mal wollte ich so was nicht erleben –auch- wenn es in Österreich ist, ich wollt einfach nicht weg“ (Bild 4 Abs. 23).

4.1.4 Pendeln als Prozess des Vergleichens

Durch die Bezogenheit zu zwei Orten scheint es eine Selbstverständlichkeit zu sein die beiden Orte und die damit verbundenen Möglichkeiten, Bedingungen und Erfahrungen zu vergleichen. Aber nicht nur Orte sondern auch andere unterschiedliche Bezugssysteme werden quasi nebeneinander gestellt und angeschaut; mit dem Vergleich einher geht eine Bewertung, in der Präferenzen und Ambivalenzen deutlich werden.

„Die Außenwelt...also bei uns in NÖ war sie eh noch viel besser als hier in Wien“ (IS Bild 1 Abs 3).

„ja, und ich hab es geliebt immer rauszuschauen, weil von meinem Fenster raus hat man dann noch 12 Berggipfel gesehen, bis Schneeberg, Rax, also Schnee nein Rax glaub ich nicht, Schneeberg nicht mehr aber Rax hat man auch noch ganz wenig gesehen, das war ein sehr schöner Anblick, welchen ich hier in Wien nicht hab“ (IS Bild 1 Abs.6).

Besonders im zweiten Zitat schaut es so aus, als ob die Beschreibung eines Ortes sogleich den Vergleich mit dem Anderen nach sich zieht. Fast erscheint es, als ob das Eine nicht ohne das Andere erzählt werden könnte.

Ein schönes Beispiel für das Pendeln als Vergleichen ist die Beschreibung der Kirche und der Moschee: H. hatte als zweites Bild das Bild einer Kirche ausgesucht, er beschreibt zuerst sein Verhältnis zur Kirche, sein Interesse daran, er unterstreicht auch, dass er diese besondere Neigung zur Kirche hat, obwohl er einer anderen Konfession angehört. Die Kirche steht im 15. Bezirk, ist daher räumlich in seinem unmittelbaren Lebensbereich, aus religiöser Sicht ist sie ihm fern, da er Moslem ist, trotzdem hat er eine „besondere Neigung“ zu ihr aufgebaut. Er kann sich über Schranken hinwegsetzen und eine Beziehung zu einem Gebäude, das einer anderen Religion zugehörig ist, herstellen; handlungsleitend sind offensichtlich die räumliche Nähe und seine persönliche Neugierde. In der Beschreibung pendelt er vergleichenderweise zwischen der Kirche und der Moschee hin- und her. Möglicherweise käme es ihm auch illoyal vor, würde er sein Interesse für das Eine – die Kirche- ohne seine Verbundenheit mit dem Anderen- der Moschee beschreiben.

„so das ist die Kirche jetzt im 15.Bezirk, Kardinal Rauscher Platz, und –obwohl ich Moslem bin, hab ich eine besondere Neigung zu diesem, zu dieser Gebäude halt, na seid meiner Klein... Kindheit äh die Beleuchtung und so, das ist (sehr schnell) extrem super und so“ (IH Bild 2 Abs.2).

“ ich mein- ist nicht das selbe, wie in einer Moschee, das muss ich jetzt zugeben, na? Weil in einer Moschee hat man es noch (betont) heller, noch, ah färbiger, noch halt irgendwie anders, na? Und in einer Kirche ist es halt eben ruhiger, wo man halt nur halt alleine mit dem Gott in Kontakt sein möchte, und wie gesagt in einem Moschee, wie ich es halt gewohnt bin, hat man es heller, überall lichter, dann, ja Inschriften, und, naja, der Vergleich ist schon interessant, weil ja beides sind Gotteshäuser, der eine ist aber heller und der andere ist dunkler, na? Was das Licht betrifft, bei einem ist es noch ruhiger, bei einem anderen ist es halt eben irgendwie noch, mhm geht's emotioneller zu, na?- jeder grüßt sich, wenn man drinnen ist und jeder redet miteinander, sogar beim Beten, - ist es halt auch anders“ (IH Bild 2 Abs 8).

Durch das Pendeln und das Vergleichen von verschiedenen Erfahrungen entsteht ein besonderer Blick, eine Expertise für beide Seiten. Für S. ist der Unterschied zwischen Menschen, die am Land geboren und aufgewachsen sind, stärker, und den

Stadtmenschen wichtiger, als der Unterschied zwischen Ausländern und Inländern, wobei es insgesamt doch wieder um die Herkunft geht, die verbindet und unterscheidet:

„I: Sie haben am Anfang gesagt, da gibt's einen Unterschied zwischen NÖ und hier? S: Ja, eine sehr großen, also in meinen Augen, weil ich hab die Menschen gesehen, die hier geboren und aufgewachsen sind, sei's jetzt Ausländer oder Inländer, und genauso wie auch die in NÖ, am Land sind die Menschen eher familiärer, wennst zu denen, wennst was brauchst sind sie auch wirklich alle da, aber hier weiß man nie auf wen man zählen kann und auf wen nicht“ (IS Bild 3 Abs.11).

H. vergleicht im Folgenden den sozialen Status, der durch Bildung und Arbeit gegeben ist. Es wird dabei eine Ambivalenz deutlich, einerseits bewertet er Arbeiten grundsätzlich als „nichts Schlechtes“, egal welchen Job man hat. Gleichzeitig meint er jedoch, dass es schade ist, wenn er, der eine Matura hat und studiert hat, das Studium aufgibt. Das Studium abzuschließen und damit möglicherweise in einem besseren Job zu arbeiten, erscheint ihm dennoch erstrebenswert. Möglicherweise steckt in dieser Ambivalenz sowohl das Streben nach sozialer Besserstellung, die durch Bildung zu erreichen ist, als auch die Nicht-Abwertung des eigenen Vaters, der selbst wenig Ausbildung hat und als einfacher Fahrer arbeitet. Der Vergleich des sozialen Status scheint möglicherweise wichtig zu sein, da ja viele MigrantInnen die Verbesserung der eigenen wirtschaftlichen Situation zum Ziel hatten

„und es ist schon schade, wenn man Maturant ist, wenn man studiert hat und jetzt gibt man sein Studium auf, und arbeitet, ich meine es ist nichts Schlechtes zu arbeiten, egal, welchen Job man ausübt, aber, also, ich denke mir, dass ich das nicht verdient hab“ (IH Bild 3 Abs.12).

4.1.5 Pendeln, das Konflikte zur Folge hat

Das Pendeln zwischen verschiedenen Orten hat mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Pendeln zwischen verschiedenen Lebensstilen, damit verbunden auch Werten und Einstellungen, zur Folge. Das beinhaltet ein großes Konfliktpotential, da die Wahrscheinlichkeit, dass die Lebensstile nicht nur unterschiedlich sind, sondern auch unterschiedlich bewertet werden, unterschiedliche Einstellungen und Prioritäten damit verbunden sind, hoch ist. H. erzählt von einem Konflikt mit seinen Freunden, die mit seiner Art zu leben nicht einverstanden waren und ihn vor die Wahl stellten:

„und damals haben sogar meine Freunde zu mir gesagt, entweder bist du einer von uns und lebst so wie uns, so wie wir, oder du trennst dich von uns“ (IH Bild 4 Abs.8).

Wir können hier einen Zugehörigkeitskonflikt erkennen, Zugehörigkeit ist in diesem Fall an einen bestimmten Lebensstil geknüpft und mit der Notwendigkeit sich zu

entscheiden, geht ein empfindlicher Verlust einher: der Verlust von Zugehörigkeit zu seinen Freunden

„Es war für mich hart eine Entscheidung zu treffen, auf der einen Seite hab ich meine Jugend und auf der anderen Seite müsste ich mich, müsste ich mich halt für meine Zukunft entscheiden, das hier alles in Kauf nehmen, und dass ich mich halt von meinen besten Freunden- untern Anführungszeichen- trennen müsste“ (IH Bild 4 Abs.8).

Gleichzeitig erkennt H. in diesem Konflikt, was ihm wirklich wichtig ist und, dass Freunde, die ihn in dieser Art unter Druck setzen, für ihn auch keine wirklichen Freunde sind, außerdem entscheidet er sich für seine Zukunft, die er nicht im Lebensstil der Freunde sieht.

4.1.6 Pendeln als Konfliktmuster und Beziehungsmuster

Das Pendeln beinhaltet ein Hin und Her, es ist eine Form, in der beides ermöglicht wird, das Eine und das Andere. Im Konfliktfall kann das, wie ich oben gezeigt habe zur Notwendigkeit führen sich zu entscheiden und sich von einer der beiden Möglichkeiten zu trennen; das Pendeln im Konfliktfall kann aber auch durch das Nicht-Entscheiden einen Konflikt chronifizieren. S. beschreibt in ihrem Beziehungskonflikt so eine Dynamik der Unentschiedenheit

„zu dem Zeitpunkt war´s auch dann wirklich so, das war dann immer so ein hin und her mit ihm, ob jetzt was wird oder nicht“ (IS Bild 2 Abs.6).

Das Pendeln bringt die Möglichkeit mit beiden Seiten leben zu können, obwohl sie aus einer anderen Perspektive gesehen unvereinbar sind. S. beschreibt diesen Widerspruch so:

„Ja, es ist vorbei, aber er sagt mir trotzdem, dass er mich liebt“ (IS Bild 2 Abs.12).

4.1.7 Pendeln als Ausdruck eines Konflikts und als vermeintliche Konfliktlösung

Wie schon weiter oben ausgeführt ist das Pendeln zwischen Orten ein alltägliches Lebensmuster. In Konfliktsituationen kann es zu einer Lösungsstrategie werden, den einen Ort und damit die ungelösten Konflikte zu verlassen und an einem anderen Ort neu anzufangen. S. finden einen Ausweg aus ihrem Beziehungskonflikt - indem sie in die Türkei fliegt, um dort zu leben.

„ja das geht schon die ganze Zeit so, mir wird Tag für Tag immer wieder bewusst, mehr bewusst, dass ich ohne ihn nicht kann, deswegen bin ich sogar dieses Jahr im Sommer in die

Türkei geflogen, hab dort angefangen zu arbeiten, wollte auch für immer dort bleiben“ (IS Bild 2 Abs. 13).

Der Konflikt kann aber auch durch weiteren Ortswechsel fortgeführt, also eben nicht gelöst werden; S. erzählt davon, wie der Mann, ihr Konfliktpartner, sie überredet wieder zurück nach Wien zu kommen, was sie auch tut:

„er (...) hat mich dann überredet, dass ich mit ihm zurückflieg und hab den ersten- und ich Trottel- hab wirklich den ersten Flug nach ihm genommen und bin zurück geflogen“ (IS Bild 2 Abs.15).

AH. lebt den Konflikt mit seinem Vater radikal, er erzählt, dass von 11.-18. LJ das JA die Obsorge übernommen hatte, da er starke Probleme mit seinem Vater hatte, und er in Folge in verschiedenen Heimen und WGs aufgewachsen ist.

„also bis ich 18 wurde (...) bin dann eben in WGs, Heimen usw. aufgewachsen“ AH Bild 1).

Für das Zusatzprotokoll erzählt AH, dass er mit 13 Jahren wieder versucht, in der Familie zu leben, als der Vater seine Gattin mit allen 5 Kindern nach Ägypten schickt, um dort weiter zu leben. Nach einem Schuljahr, das AH weitgehend nicht in der Schule verbringt, kommt die Familie wieder zurück, der Vater muss sich dem Wunsch der Familie beugen, die in Wien leben möchte. Nach dem Ägypten-Aufenthalt lebt AH wieder in Einrichtungen der Jugendwohlfahrt [vgl. Zusatzprotokoll].

In einem ganz anderen Themenbereich, nämlich im Bildungsbereich, entscheiden sich die Eltern von H. ebenfalls für einen Ortswechsel und damit verbunden für ein Pendeln. Wie schon weiter oben beschrieben, erzählt H. im Zusatzprotokoll, dass seine Eltern entscheiden, dass er Gymnasium und Matura in der Türkei, als Fernstudium macht, was ein anstrengendes, wahrscheinlich sogar überforderndes Pendeln nach sich zieht. Das österreichische Bildungssystem, das in starkem Maße nach der sozialen Herkunft bzw. dem „Bildungskapital“ der Eltern selektiert (Weiss 2007: 60), war für die Eltern offensichtlich nicht naheliegend und erfolgversprechend. Dass der Sohn von der Hauptschule in ein Wiener Gymnasium wechselt und im Wohnbezirk das Gymnasium und die Matura machen könnte, erschien als die größere Hürde als der Aufwand das Gleiche in der Türkei zu erreichen. Das weist auf einen gravierenden Fehler im österreichischen Bildungssystem hin, der direkt einen Konflikt mit und in Zuwandererfamilien zur Folge hat: Vernachlässigung von Bildungsbedürfnissen von Kindern mit Migrationshintergrund. Die Eltern von H.

lösten den Konflikt, indem sie sich in die Türkei orientierten. Im Weiteren erzählt H., dass er erst in der Türkei, im Laufe des Fernstudiums, das ihm die Matura brachte, verstand, welche Möglichkeiten durch Gymnasium und die Möglichkeit zu studieren sich ihm eröffnen:

„mit der Zeit hab ich erst das erfahren, dass man halt studieren kann, dass man dann auf die Uni gehen kann und dass man dann später halt irgendeinen besseren Job hat, na? Und erst dann hat es begonnen bei mir klick zu machen, na? Dann war es meine Entscheidung, zu maturieren bzw. zu studieren aber das hab ich erst gecheckt als ich, genau Gymnasium - zweite Klasse - da hab ich´s gecheckt, was studieren wirklich bedeutet“ (IH Bild 4 Abs. 22).

H.s Eltern, selbst mit Hauptschulbildung aus Bauernfamilien in Mittelanatolien stammend, hatten offensichtlich für ihren Sohn hohe Ziele. Als Jugendlicher beugte er sich dem elterlichen Wunsch, Fernstudium und Matura zu absolvieren, danach beugte er sich ihrem Wunsch in Wien Jus zu studieren; als ihm immer deutlicher wurde, dass er das nicht wollte und das sich auch in seinem Studienerfolg ausdrückte, wählte er eine Pendelstrategie, um sowohl die Wünsche der Eltern als auch die eigenen zufrieden zu stellen: er entschied sich für ein Doppelstudium:

„ich war im Juridikum, Rechtswissenschaften inskribiert, was ich gar nicht machen wollte, das hab ich alleine unter dem Zwang von meinen Eltern gemacht,- das war mir einfach zuviel und das war nicht mein Ding, weil ich habe ja auch gezeigt, dass ich keine Leistung erbringen kann, wenn ich es nicht mag, wenn ich meinen zukünftigen Job nicht machen möchte, und da hab ich mich für ein Doppelstudium (räuspert sich) entschieden“ (IH Bild 3 Abs. 10).

4.1.8 Pendeln zwischen Sprachen

ist für Kindern aus Migrantenfamilien eine Selbstverständlichkeit, sie wachsen mehrsprachig auf, mit der Sprache ihrer Familie, mit der Sprache der Aufnahmegesellschaft und den Bildungssprachen der Schule. Sie wachsen auf mit der Notwendigkeit zwischen den Sprachen zu pendeln, um sich in der jeweiligen Lebenssituation verständlich machen zu können. Diese Ressource wird von H. schon als Kind erlebt und beeinflusst seinen ursprüngliche Berufswunsch Dolmetscher zu werden. Doch wurde diese Ressource offensichtlich weder von seinen Eltern [vgl. voriges Kapitel].noch von seinen LehrerInnen in der Volks- und Hauptschule wahrgenommen und unterstützt.

“na eigentlich hatte ich vor Dolmetscher zu werden, schon von Kind auf, wollte ich halt Dolmetscher werde - denn in Englisch war ich Klassenbester, Französisch war ich auch recht gut, türkisch kann ich sowieso in Wort und Schrift perfekt, und ich wollte, da ich schon so viele Sprachen beherrsche, wollte ich halt Dolmetscher werden, na? und deswegen bin ich auch zur Orientalistik gegangen, dort hab ich dann ein bisschen Arabisch gelernt, was ich mit der Zeit wieder verlernt hab, Persisch haben wir dort gelernt, dann noch die anderen Turksprachen und ich hab mir gedacht, ich könnte auch draus was machen, wenn ich schon

Interesse an den Sprachen habe, könnte ja daraus machen, ja ich könnte mein Brot damit verdienen“ (IH Bild 3 Abs 14).

S. hatte mit ihrer Ausbildung im Hotel und Gastgewerbe eine Branche gewählt, bei der ihre Mehrsprachigkeit ein großer Vorteil ist und eine Ressource für eine mögliche Berufskarriere darstellt:

„In einem Hotel, in einem 5 Sterne Hotel, und die wollten mich auch für immer behalten, da hätte ich Gäste betreut, weil ich eben die drei Sprachen hab und Türkisch meine Muttersprache ist“ (IS 2. Bild Abs.14).

4.1.9 Lösen der Pendeldynamik

4.1.9.1 Pendeln, das Brücken baut und integriert

Pendeln beinhaltet die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Lebensstilen, die ursprünglich mit verschiedenen Orten verbunden waren. Im Idealfall entwickelt sich damit die Fähigkeit, beide Pole des Pendels, beide Seiten, beschreiben und erklären zu können und damit ein Verständnis für beide Seiten zu entwickeln: Dieser Einblick und dieses Verständnis kann zu einem verbindenden Element werden, sowohl für sich selbst, als auch für die Umgebung. Es können somit Brücken gebaut werden zwischen Positionen, die zuerst einmal weit voneinander entfernt scheinen. H, erklärt in der folgenden Interviewpassage den Begriff des Djihad, der sehr unterschiedlich verwendet und verstanden wird. Er nimmt dabei eine Position ein, die verbindend wirken soll.

„natürlich, ich meine, unter dem Begriff Moslem, sagen sie auch immer wieder, erwähnen sie immer das Wort Dhijad, obwohl heutzutage der Begriff Djihad anders verwendet wird, als es seine eigene Bedeutung hat, Djihad heißt, es – nach Gutem zu streben- na?, aber in erster - Instanz wird es heute so verstanden, dass es halt der heilige Krieg ist, na? Aber- wie soll ich das jetzt definieren - Ziel ist es eigentlich beim Djihad der Menschheit etwas Gutes zu tun, egal wie, aber, wie gesagt, es wird immer wieder mit dem heiligen Krieg verwechselt, das ist halt auf eine, na ja, bössartige Art dargestellt wird, ist wurscht jetzt von welcher Religionsgruppe“ (vgl. IH Bild 2 Abs.6).

In seinem 4. Bild zeigt H. seine Wohnzimmerwand, die er selbst gestaltet hat. Er hat dabei die Farben beider Nationalflaggen, der österreichischen und der türkischen verwendet, die beide rot und weiß sind und hat sie miteinander verbunden und kombiniert, Diese Wand symbolisiert für ihn seine Integrationsleistung, die Fähigkeit Gegensätze zu überbrücken und beide Seiten in sich zu vereinen, was für ihn ein ästhetischer und sinnvoller Prozess ist:



„diese Wand hab ich dann extra so gemalt, dass es mir halt gefällt, und das schaut so aus, halt na, wie eine österreichische Fahne, rot- weiß- rot-, und wenn man es dann umdreht ist es dann ein Halbmond, eine Anspielung, halt so na?. Halt irgend so was in der Art, ich wollts halt irgendwie so machen, aber dann hätt´ es keinen schönen Anblick gehabt, und das hab ich dann so halt bemalt, dass es dann so einen Sinn ergibt, ist die österreichische Fahne, gleichzeitig ein Halbmond, ein Zeichen dafür, dass ich halt von Abstammung ein Türke bin, und dass ich mich schon mittlerweile integriert hab“ (vgl. IH Bild 4 Abs 3).

AH zeigt in seinem 4. Bild ebenfalls eine Verbindung von verschiedenen Symbolen. Es zeigt ein Mädchen mit Kopftuch, das auf einer langen Stange ein großes Transparent, auf dem ein Mädchen in typisch österreichischer Tracht gemalt ist, trägt. Neben dem Trachtenmädchen befindet sich der Spruch „Österreich is voll leinwand“



„wenn ich mich an, an, an Aussagen von Politikern erinnere, wie „Der Islam ist in Österreich artfremd“ und dann ein Mädchen mit einem Kopftuch, das auf der Straße demonstriert und eine typisch österreichische Trachtenkleidung präsentiert, dazu meint „ Österreich is voll leinwand“ und zu der Tracht das Kopftuch dazugetan hat, könnte man das irgendwie, also, wenn man dieses Foto nimmt und neben einem Plakat von Strache neben „daham statt Islam“

setzt, sagt es um einiges mehr aus, als alle Leute, die ein Hakenkreuz neben sein Gesicht machen, oder sonst irgend was (lacht)“ (AH Bild 4 Abs.19).

4.1.9.2 Beenden des Pendelns durch Trennung

Sich zu trennen und eine der beiden Seiten aufzugeben ist eine schwierige Entscheidung, wenn sie so getroffen wird und sie ist wahrscheinlich nur möglich, wenn der Gewinn, der durch die Trennung entsteht, klar und einsichtig und wichtig genug ist. H. beschreibt, dass es hart war, sich gegen die Freunde seiner Jugend und für eine Zukunft, sowie sie ihm wichtig ist, zu entscheiden

„Es war für mich hart eine Entscheidung zu treffen, auf der einen Seite hab ich meine Jugend und auf der anderen Seite müsste ich mich halt für meine Zukunft entscheiden, und ja ich hab das halt dann so gemacht- entweder akzeptiert ihr mich halt so, wie ich bin, oder wir gehen andere Wege, dann haben sie gesagt okay, wir gehen andere Wege“ [H Bild 4 Abs. 8 und 9]

S. erzählt von einer Entscheidung, die sie nicht getroffen hatte, sondern ihre Freundin, die nach Deutschland heiratet. Für S. hatte das einen großen Verlust zur Folge: ihre Freundin, die immer wieder von NÖ zu ihr nach Wien gependelt hat, hat sich für einen anderen Ort zum Leben entschieden; damit scheint die Pendeldynamik zumindest unterbrochen:

„ich hätte sie gerne wieder zurück, aber, jeder Mensch geht seinen eigenen Weg und sie hat sich für den Weg entschieden und ist nach Deutschland gezogen“ (S Bild 2 Abs.3).

4.1.9.3 Unabhängig vom Pendeln ist so manches „Kulturgut“

Wahrscheinlich ist es wichtig, dass es in der Alltagskultur Elemente gibt, die vom Pendeln nicht betroffen sind, Elemente die Kontinuität darstellen, die in beiden Positionen gleichermaßen gelebt werden. Im Leben von S. ist Musik machen, konkret Gitarre und Saz spielen ein solches Kulturgut, das sie übernommen hat und das völlig unabhängig scheint von Ortswechsel. In ihrem dritten Bild zeigt sie sich mit der Saz und erzählt von ihrem Erlernen dieses Instrumentes, das sich nun schon über neun Jahre, mehrere Lehrer und zwei Orte erstreckt, und von der Liebe ihres Opas zum Saz Spielen gespeist ist:

„mein Saz. Saz ist ein Saiteninstrument, kennen sie wahrscheinlich, ich hab am Anfang mit der Gitarre angefangen, da war ich 12, dann hat mein Musiklehrer eben gekündigt, in Wimpassing, und bei einem anderen Lehrer, ich hab's versucht ein Monat lang, ich hab's nicht geschafft, weil der, also seine Unterrichtsform hat mir überhaupt nicht gepasst, dann hab ich aufgehört, dann hab ich hier in Wien, wie ich dann mit 17 hergezogen bin, noch mal angefangen mit der Gitarre, 6 Monate, nur der Lehrer hat dann auch wieder, also hat irgendwelche gesundheitlichen Problemen ghabt, hat auch gekündigt, ein Freund von mir, Sonje, der wollte jetzt noch mal mit einem Kurs anfangen, da hab ich mir gedacht, bevor ich jetzt überhaupt keine Musik mach, dann fang ich mit einem Saz an.“

„Saz war übrigens auch das Lieblingsinstrument von meinem Opa, der (...) hat immer ein bestimmtes Lied auf dem Saz gespielt, er selber hat die Noten nicht gekannt, er hat nur so frei gespielt und deswegen wollt ich auch immer wieder Saz lernen. Nur damit ich das eine Lied spielen kann welches er auch spielt“ (vgl. IS 3. Bild Abs 1 und 29).

4.1.10 Zusammenfassung

Pendeln zwischen Orten, zwischen Lebensstilen und Weltanschauungen und Pendeln als Muster in Beziehungssituationen, Konfliktsituationen und als Lösungsversuch für Konflikte, sind offensichtlich naheliegende Bewegungs- Denk- und Handlungsmuster. In manchen Fällen werden sie zu Ressourcen, um Lebensbedingungen zu verbessern, in Konfliktsituationen können sie aber auch zur Chronifizierung beitragen und Entscheidungsunfähigkeit zur Folge haben. Dieses Pendeln ist einerseits notwendig, um die Verschiedenheit, oft auch Unvereinbarkeit von Lebenssituationen zu bewältigen, und es ist gerade in der Entwicklungsphase, in der es wichtig wird „auf eigenen Füßen zu stehen“ das Mittel, um den eigenen Lebensstil zu finden. Junge Menschen aus MigrantInnenfamilien können möglicherweise aber in dieser Hinsicht auch überbeansprucht sein, sie erleben den Zwang zur Mobilität und Flexibilität, sodass daraus ein Widerstand, eine gewisse Immobilität und Unflexibilität entsteht, was wiederum Schwierigkeiten in der Bewältigung des Alltags nach sich ziehen kann.

4.2 Ankommen und Abschied als zentrale Lebenserfahrung und das Identitätsbedürfnis nach Zugehörigkeit und Verbundenheit

In den Interviews gibt es zentrale Passagen, in denen bedauert wird, dass der ursprüngliche Lebensraum verlassen werden musste. Zugehörigkeit wird stark mit dem Geburtsort und mit den damit verbundenen Bezugspersonen und Beziehungsqualitäten in Verbindung gebracht, und das Weggehen müssen von diesem Ort und seinem Beziehungssystem kommt einer Krise gleich. Gleichzeitig werden Erfahrungen erzählt, in denen das Ankommen und die Beziehungsgestaltung im neuen Lebensraum schwierig sind und Bedürfnisse nach Verbundenheit und Zugehörigkeit frustriert und enttäuschend werden.

4.2.1 Die Zugehörigkeit zum ursprünglicher Lebensraum

S. beschreibt sich und ihr Leben gleich zu Beginn des Interviews mit ihrem Geburtsort, das erste Foto zeigt das Haus ihrer Familie in NÖ; es scheint für sie zentral zu sein, woher sie kommt. Gleichzeitig beschreibt sie sich als Pendlerin

zwischen ihrem Geburtsort Wimpassing und ihrem Leben in Wien, schon in ihrem ersten Satz stellt sie einen Vergleich an, und erzählt, dass sie sich in Wimpassing wohler fühlt, als in Wien

„also das Haus in NÖ hab ich deswegen , also mein Haus in NÖ hab ich deswegen ausgesucht, weil ich seit 4 Jahren in Wien wohn und früher dort war und jetzt immer wieder hin und her pendle, es ist halt, das gehört zu mir, Wimpassing, ich bin auch dort geboren, und fühl mich eigentlich dort wohler als hier in Wien “ (IS Bild 1 Abs.19.

Ebenso beginnt H. seine Erzählung mit seinem Geburtsort, dem Elisabethspital, der auch der Geburtsort seiner Geschwister ist. Das Spital ist im 15. Bezirk, der Bezirk, in dem er aufgewachsen ist und bis zu seinem Tod leben wollte. Er beschreibt damit gleich zu Beginn seines Interviews eine existentielle Verbundenheit und gleichzeitig den Verlust dieses Ortes

„ Gut, also auf dem ersten Foto, das hab ich dort beim Elisabethspital geschossen, und das ist halt (kurze Pause) der Ort, wo ich halt auf die Welt gekommen bin, na?, und wo auch meine anderen Geschwister auf die Welt gekommen sind, das heißt quasi ich bin im 15. aufgewachsen, dort geboren, aufgewachsen, eigentlich hatte ich es vor bis zum Tod halt dort zu leben aber leider hat es sich so ergeben, dass ich in den 12.ziehen musste“ (IH Bild 1 Abs. 1).

Dieser Beginn in beiden Interviews lässt den Schluss zu, dass die Herkunft und der Verlust dieses Lebensraumes ein zentrales Thema ist. Entfernung wird dabei subjektiv gemessen für H. ist der Wechsel an die Grenzen seines Heimatbezirks schon eine große Dimension, für I. ist es eine Stunde, die sie von ihrem Herkunftsort trennt, wie wir weiter unten in den Zitaten noch lesen können. Der Verlust des Heimatortes als Lebensmittelpunkt ist also das Erste, was zu der Interviewfragestellung: „Ich – mein Leben in Wien“ von H. und I. erzählt wird und ich vermute, dass die Wichtigkeit dieses Themas nicht nur durch die unmittelbare eigene Erfahrung entstanden ist, sondern insgesamt ein Familienthema ist, eine Erfahrung die die ganze Familie und die Menschen aus der Community, in der sie sich hauptsächlich bewegen, betrifft. Es gibt also offensichtlich eine starke Sensibilität, wenn es um Herkunft und um Zugehörigkeit, die sich durch die Herkunft definiert, geht. Hier noch einmal die Interviewpassage von I., in der spürbar wird, wie schwer es ihr gefallen ist wegen der weiteren Ausbildung von NÖ nach Wien zu ziehen.

„I: wie weit ist Wimpassing von Wien entfernt?

S: also ne gute Stunde mit dem Zug, mit dem Auto eine dreiviertel Stunde, ich glaub das sind 60 km oder noch mehr, 60 oder 68, 70,- es hat mich eh sehr viel Überwindung gekostet hierher zu ziehen, weil am Anfang wollt ich gar nicht, ich wollt nicht den Aufbaulehrgang machen, den ich dann abgebrochen hab, ich wollt nicht die Maturaakademie machen , ich

wollt gar nicht nach Wien, ich bereu's heute noch immer ob ich's richtig plan, jetzt kann ich auch nicht auf Wien verzichten“ (IS Bild 3 Abs.6).

H. drückt den emotionalen Schmerz -den Abschiedsschmerz- sehr genau aus, wenn er nach 25 Jahren woanders hinziehen muss, obwohl seine ursprüngliche Intention die ist, in seinem Heimatbezirk zu bleiben, bis zu seinem Tod.

„Wenn man 25 Jahre dort gelebt hat ist das schon ... also es tut schon weh, wenn man nach 25 Jahren weg zieht“ (IH Bild 1 Abs.3).

Im Interview beschreibt er sehr genau den Ort, mit dem er sich verbunden fühlt, obwohl er den Ort, an dem er jetzt lebt durchaus auch Positives – abgewinnen kann:

„Obwohl jetzt meine Umgebung noch besser ist, was Verkehr betrifft, was so, so von der Wohnlage her, von meiner eigenen Wohnung her hab ich's eh besser, aber ich weiß es nicht, es war halt mein Ort, meine Schule war in der Nähe, ich hab in der Nähe gewohnt, das ist dort gleich beim Wasserwelt, na ,dort war ich öfters mit Freunden unterwegs, und gegenüber den Elisabethspital ist auch kids company“ (IH Bild 1 Abs.3).

Er erzählt, dass er umziehen musste, obwohl er unbedingt im 15. Bezirk bleiben wollte, der Kompromiss war für ihn so nah wie möglich, also direkt an der Bezirksgrenze zu wohnen, als ihm die Gelegenheit geboten wurde; er musste sich den realen Möglichkeiten beugen und sich von seinen Wunsch, seinen Traum, an dem Ort leben zu können, mit dem er sich tief verbunden fühlt, trennen.

*„Ich hab umziehen müssen
I: die Wohnung hier*

H: ist im 12., ja aber ich hab es mir halt so ausgesucht, es liegt genau auf der Grenze, zwischen 15. und 12. ich wollte unbedingt im 15. noch bleiben, eigentlich wollte ich nur im 15. haben, - und als ich diese Wohnung bekommen hab, hab ich mir gedacht, super ist in der Nähe vom 15., ist gleich 5 Minuten und ich bin gleich im 15., ist für mich ein anderes Gefühl und ich wollte eigentlich im 15. bleiben , sogar in meiner Umgebung, aber ist heutzutage leider schwer, dass mein halt seine Traumwohnung bekommt“ (IH Bild 4 Abs.15).

4.2.2 Der Verlust von Beziehungsqualitäten

Mit dem Verlust des ursprünglichen Lebensraumes einher geht der Verlust von bestimmten Beziehungsqualitäten, die das Zugehörigkeitsgefühl ausmachen. Besonders wichtig ist dabei das Vertrauen, das sich durch langjährige Freundschaft und durch das gemeinsame Aufwachsen, entwickeln konnte. I. erzählt von der Außenwelt, im Unterschied zur Innenwelt der Familie, die sie in NÖ viel besser einschätzt, als in Wien. Sie erzählt, dass sie in NÖ Freunde hat, denen sie vertrauen kann, währenddessen sie andeutet in Wien große Enttäuschungen erlebt zu haben.

„Die Außenwelt: also bei uns in NÖ war sie eh noch viel besser als hier in Wien. Dort hatte ich meine Freunde, die ich seit Jahren kenn, zu denen ich auch wirklich Vertrauen hab, also in

Niederösterreich hab ich nicht wirkliche große - Enttäuschungen erlebt als wie hier in Wien“ (IS Bild 1 Abs.3 und 4).

H. beschreibt, warum ihm der 15. Bezirk soviel bedeutet: Er ist dort aufgewachsen, und über 25 Jahre hat sich in seinem alten Bau und im Bezirk ein gutes nachbarschaftliches Zusammenleben entwickelt, die Nachbarskinder sind wie Verwandte zu ihm, er gehört dazu und fühlt sich mit ihnen verbunden.

„Natürlich bedeutet mir der 15.Bezirk so viel, weil ich, weil ich nicht nur dort aufgewachsen bin, dort in meiner alten Gebäude, in meiner alten Bau, da bin ich auch mit meinen Nachbarn aufgewachsen, mit den Kindern, die kenn ich schon über 25 Jahre, die sind so wie meine Verwandten zu mir, ich geh die besuchen, und ich bin halt einer von denen und die sind halt einer von uns und ja obwohl sie nicht meine Verwandten sind, aber das hat sich in den 25 Jahren so ergeben, dass wir wirklich so, wie soll ich sagen jetzt da, gebunden sind“ (IH Bild 4 Abs. 17).

Für S. gibt es einen großen Unterschied zwischen den Menschen, der ihrer Meinung nach mit der Herkunft, mit dem Lebens- und Beziehungsraum zusammen hängt. Sie meint, dass, unabhängig von der ethnischen Zugehörigkeit bzw. von der Frage, ob Inländer oder Ausländer, Menschen, die am Land geboren und aufgewachsen sind, familiärer geprägt sind, und man dadurch auf deren Unterstützung zählen kann, währenddessen sie in der Stadt, in Wien, lange nicht weiß, auf wen sie sich verlassen kann.

*„I: Sie haben am Anfang gesagt, da gibt's einen Unterschied zwischen NÖ und hier?
S: Ja, einen sehr großen, also in meinen Augen, weil ich hab die Menschen gesehen, die hier geboren und aufgewachsen sind, sei's jetzt Ausländer oder Inländer, und genauso wie auch die in NÖ, am Land sind die Menschen eher familiärer, wennst zu denen, wennst was brauchst sind sie auch wirklich alle da, aber hier weiß man nie auf wen man zählen kann und auf wen nicht, erst nach paar Jahren“ (IS Bild 1 Abs.11).*

Für S. entsteht durch diese gemeinsame Herkunft und die familiäre Prägung eine ganz besondere Beziehung. Sie erzählt von der Verbindung zu einer früheren Freundin vom Land, die sie verloren und in Wien wiedergefunden hat, eine Freundin aus alten Zeiten, der sie sich deshalb zugehörig fühlt, zu der sie ein besonderes Vertrauensverhältnis hat. Sie glaubt, dass es so eine Verbindung, zwischen Menschen in der Stadt nicht gibt. In ihrer Logik ist das Vertrauensverhältnis zwischen FreundInnen, die am Land aufgewachsen sind stärker, als zwischen FreundInnen, die in der Stadt aufgewachsen sind. Sie sagt damit, dass die Zugehörigkeit zwischen Menschen, die vom Land kommen stärker ist, als zwischen Menschen der Stadt.

„Es gibt, es klingt vielleicht komisch, aber eine Verbindung, zwischen uns, wir haben etwas gemeinsam, was andere nie haben werden, vielleicht, auch wenn ich zum Beispiel eine Freundin hätte, auch wenn ich, hier in Wien geboren wäre und hier aufgewachsen wäre und

eine Freundin hier hätte, die haben so was nicht, an das glaub ich nicht an diese innere Verbindung, wost sagen kannst: ihr kann ich wirklich vertrauen, also, ihr kann ich alles erzählen und sie wird es niemandem weiter erzählen, wenn ich Hilfe brauch, bin ich mir hundert pro sicher, sie wird, sie würde, auch wenn's um eins oder zwei in der Nacht ist, kommen“ (IS Bild 1 Abs. 13).

S. erklärt den Unterschied in der Beziehungsqualität zwischen Menschen, die im ländlichen Raum aufgewachsen sind und solchen, die in der Stadt groß geworden sind und dort leben mit den fehlenden Auswahlmöglichkeiten. Die Gleichaltrigen, mit denen man in die Schule geht und die Kinder von Verwandten und Bekannte sind die Freunde. Mit denen ist man allerdings dann immer unterwegs.

„I: wieso glauben Sie gibt's diesen Unterschied?

S: weil man eben am Land nicht soviel Auswahl an Freunden haben kann, also man, es sind nicht viele gleichjährige- ältrige Menschen bzw., von der Kindheit, Kinder da, mit denen man immer unterwegs ist, im Park, wie's halt jetzt, vom kleinen Alter bis jetzt, spielen kann oder mit denen was teilen kann, es sind immer nur bestimmte Leute da, von der Schule eben der Freundeskreis, von den Verwandten, Bekannten die Kinder sind dann eben die Freunde immer“ (IS Bild 1 Abs.15).

In Wien gibt es ihrer Meinung nach eine größere Menge von Menschen, damit ist es ganz leicht sehr viele Freunde zu haben. Aber diese Freunde sind dann nicht die wahren Freunde, die sie zum Beispiel anrufen, wenn sie Geburtstag hat. In ihrem Vergleich schneiden die Freunde aus NÖ viel besser ab.

„Aber hier in Wien, da kann man eben sehr leicht, sehr viele Freunde haben, aber das sind nicht wirklich die wahren Freunde (...).wenn ich 20 Freunde in NÖ hab und 20 in Wien, 19 von denen aus NÖ haben angerufen und nicht einmal einer aus Wien, das mein ich damit“ (IS Bild 1 Abs. 16 und 18).

Die Erfahrung von S. widerspricht der Darstellung von H. der eine ähnliche Verbundenheit und Beziehungssicherheit in Wien, in seinem Heimatbezirk im 15. Bezirk erlebt. In seiner Handlungslogik möchte er mit den Menschen wohnen, mit denen er sich verbunden fühlt. Nachbarschaftshilfe und das Zusammenleben im Bezirk, wie in einer großen Familie, sind sehr wichtige Werte. Aus seiner Erzählung könnte man annehmen, dass er die gleiche Beziehungsqualität schätzt, wie sie S. meint. Das könnte daran liegen, dass sich im 15. Bezirk, in den Wohngebieten mit hohem MigrantInnenanteil ähnliche Lebens- und Kommunikationsweisen etabliert haben, wie am Land in NÖ. Möglicherweise hängt das mit der Herkunft der Zuwandererfamilien zusammen, die mehrheitlich aus dem ländlichen Gebiet Mittel- und Ostanatoliens kommen und ihre Verbundenheiten und Lebensgewohnheiten mitbringen. Möglicherweise erleben S. und H. in ihrem ursprünglichen Lebensraum so etwas, was Olcay (2007) als Hauptorientierung der Zuwanderer aus der Türkei

bezeichnet: Hemseri- Beziehungen sind demnach Beziehungen zu Bekannten aus dem gleichen Dorf, die man aufsucht, wenn man in der Stadt leben möchte und Hilfe braucht, um einen neue Existenz zu gründen, Wohnung und Arbeit zu finden. Im Ausland, wie in Österreich, sind das dann nicht nur die Menschen aus dem gleichen Dorf, sondern Menschen aus der ganzen Türkei werden zu Hemseris. Die zweite Orientierung ist das familienbezogene Denken. Olcay beschreibt, dass diese beiden Hauptorientierungen auf der existentiellen Notwendigkeit basieren einander in der Familie und in der sozialen Gruppe Unterstützung und Hilfeleistung zu gewähren. Besonders in der Migration ist diese Orientierung von großer Bedeutung, sie hilft das Identitätsbedürfnis nach Zugehörigkeit und Sicherheit zu erfüllen. S. hat möglicherweise in Wien mehr Vertrauen und Zugehörigkeit zu Menschen, die aus der gleichen Heimatgemeinde in NÖ kommen, H. erlebt im multikulturellen 15. Bezirk in Wien Unterstützung und Hilfe von Hemseris, von Menschen, die ebenfalls zugewandert sind und in der Fremde- in der neuen Heimat- ein Solidaritätsnetz spannen. Wie S. beschreibt ist dafür eher eine bestimmte Beziehungsqualität ausschlaggebend als eine ethnische Zugehörigkeit. Der Verlust dieser Beziehungsqualität hat einen Verlust von Zugehörigkeit und Sicherheit zu Folge. Es wird an dieser Stelle auch noch mal deutlich, dass das Pendeln der Versuch ist, sich diesen ursprünglichen Lebensraum zu erhalten, um von dieser Quelle von Zugehörigkeit und Sicherheit nicht völlig abgeschnitten zu sein. S. beschreibt das so:

„Und wenn's mir nicht gut geht, dann fahr ich sofort nach Niederösterreich und tank Energie auf sozusagen, ich weiß nicht, und das brauch ich, wie gesagt ohne dem könnte ich nicht“ (IS Bild 1 Abs. 5).

Die Veränderung, die H. durch die Trennung von seinem Heimatbezirk und die Umsiedlung in den Nachbarbezirk erfährt, ist jedenfalls sehr groß. Seine Beschreibung ist die des Lebens in einer anonymen Großstadt, in der einander die NachbarInnen nicht mehr kennen und Nachbarschaft kein Bezugs- und Hilfesystem mehr ist.

„I: wie ist das jetzt?“

H: da ist es eher ruhiger, da geht's eher ruhiger zu, so dass ich fast meinen Nachbarn nicht kenne, ich kenne nur die, Nachbarn im Erdgeschoß, nur deswegen weil ich die immer beim Hinein- und Rausgehen sehe, na? Aber die Leute, die da oben wohnen oder überhaupt im Hof, da kenn ich keinen, (...) sollte ich irgendeinmal Schwierigkeiten haben gibt es keinen an den ich mich wenden könnte, aber im 15 war's nicht so, egal es müsste nicht im Bau sein, überall im 15. wir waren halt so was wie eine Familie, na? Das war schon cool, das hat weh getan, es hat weh getan, aber was soll's, so ist das Leben, hart und ungerecht“ (IH Bild 4 Abs. 18 und 19).

Auch S. erlebt in Wien die Anonymität der Großstadt und die Anpassung daran:

„Aber auf Wien könnt ich auch nicht verzichten, weil ich mich hier auch schon eingelebt hab, vier Jahre, das ist nicht wenig, man gewöhnt sich daran allein zu wohnen, ja!“ (IS Bild Abs.5).

4.2.3 Beziehungsqualität ist unabhängig vom Lebensraum und neue Freundschaften sind ein Gewinn

Es ist anzunehmen, dass im großstädtischen Lebens- und Beziehungsraum sowohl freundschaftliche Verbundenheit und Zugehörigkeit als auch das Familienleben anders gelebt wird, als im ländlichen Raum, möglicherweise über größere zeitliche Rhythmen und über größere räumliche Entfernungen. H. beschreibt die Trennung von seinen alten Freunden, er entscheidet sich gegen die Zugehörigkeit zu ihnen vgl.4.1.9, da er für sich einen anderen Lebensstil möchte. Er sucht sich Freunde, die zu ihm passen. H. erlebt, dass es eine Lebensqualität und Freiheit sein kann, sich Freunde zu suchen, die zu einem passen.

„Und dann hab ich mir halt Freunde ausgesucht die meine Lebenseinstellung gehabt haben, die so gedacht haben, wie ich, und heute bin ich zufrieden damit und ich hab aus meinem Leben gelernt, dass nicht jeder Freund oder jeder Mensch, egal mit dem du aufgewachsen bist oder den du seit vor kurzem kennst, auf den ein Verlass ist, na? man müsste sich seine Freunde wirklich gut aussuchen“ (IH Bild 4 Abs.12).

Für AH waren die Jahre ab dem 12. Lebensjahr, die er – mit einer Unterbrechung eines Jahres mit der Mutter und den Geschwistern in Ägypten verbrachte- eine „große Reise“ vgl. Interview S 6, die ihn durch Einrichtungen der Jugendwohlfahrt führte. Auslöser dafür waren Probleme mit dem Vater vgl. 4.3.4, dessen Islamverständnis und dem daraus resultierenden Erziehungsverständnis. Viel später lernte er Leute kennen, die in einer ganz anderen Art und Weise den Islam verstanden und lebten. Das wurde zu einem Wendepunkt in seinem Leben: er fühlte sich nun bei diesen neuen Leuten angekommen.

„bis ich dann (...) die Leute eben kennengelernt hab und gesehen hab, wie und auf welche Art und Weise sie eben den Islam verstehen, und wie sie den Islam leben und hab dann eben ziemlich schnell gewusst, dass ich genau die gesucht hatte“ (AH Bild 1 Abs.16).

4.2.4 Zusammenfassung

Ankommen und Abschied scheint für die Folgegeneration der GastarbeiterInnen ein sensibles Thema zu sein. Möglicherweise ist diese Sensibilität durch elterliche Trennungs- und Abschiedskonflikte durch die Migration geprägt, ziemlich sicher ist sie dadurch geprägt, dass die Erfüllung der Identitätsbedürfnisse nach Zugehörigkeit und Sicherheit noch sehr an ein Konzept eines bestimmten Lebensraumes geknüpft

sind. In diesem Lebensraum erleben sie eine Beziehungsqualität von familienähnlicher Verbundenheit, die sonst im großstädtischen Zusammenleben immer seltener wird und eher von der Anonymität beherrscht wird. Sich mit den neuen Möglichkeiten Freundschaften und damit auch neue Zugehörigkeiten zu knüpfen, zurecht zu finden, ist nicht selbstverständlich und ist auch nicht einfach. Es bedeutet auf jeden Fall wiederum eine Form des Abschieds von alten Einstellungen, Gewohnheiten und Sicherheiten. Das Ankommen wiederum ermöglicht das (Wieder)verwurzeln und es braucht die Erfahrung, dass Identitätsbedürfnisse wie Anerkennung und Zugehörigkeit erfüllt sind, damit es die Entspannung nach der Phase des Suchens bringt.

4.3 Zweifel an der eigenen Wirksamkeit

Im Laufe der Interviews werden immer wieder verschiedene Konflikt- Zwangs- und Diffamierungssituationen beschrieben, in Folge dessen sich die ErzählerInnen bewusst und unbewusst als Unterlegene präsentieren und eine passive Haltung auffällig ist. Diese Erfahrungen sind unabhängig von bestimmten Kontexten, sie werden sowohl im familiären Rahmen als auch in Freundschaftsbeziehungen, in der Nachbarschaft und in gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erlebt. Es wird in den Erzählungen deutlich, dass die eigene Wirksamkeit auch von deren Anerkennung abhängig ist. Wenn es an Anerkennung fehlt, gibt es keine Wirkung, selbst wenn man sich anstrengt. Opfer werden ist mit einem Ohnmachtsgefühl und mit einem massiven Verlust an Wirksamkeit verbunden. In den dargestellten Situationen wird meist zuerst das eigene Opfer-Sein beschrieben, in manchen Fällen auch Wege und Lösungen daraus. Es scheint aber so zu sein, dass diesen Lösungen eine längere Zeit des Duldens vorangeht.

4.3.1 *Der Zwang, den Ort, an dem man leben möchte, verlassen zu müssen*

Diese grundsätzlichen Situationen wurden in den beiden vorigen Kapiteln schon häufiger zitiert, dass ich sie hier noch mal erwähne, hängt damit zusammen, dass der Abschied vom vertrauten Lebensraum und das Pendeln, das damit verbunden ist, als Zwang erlebt wurde, an den man sich anpassen musste. Der Abschied und der Zwangskontext wurden deutlich beschrieben, wenig beschrieben wurde, dass

dem Abschied eine Entscheidung zugrunde liegt, die selbstständig und freiwillig getroffen wurde vgl.4.1.2 IH Bild 1, Abs. 1 und Abs. 3 und IS Bild 3 Abs. 6 . Eine Lösungsphantasie gibt es für H. in der Zukunft, in der er sich in der Lage sieht, sich für eine größere Wohnung zu entscheiden, was mit den finanziellen Möglichkeiten zusammen hängen dürfte. Dann jedenfalls, möchte er wieder im 15. Bezirk wohnen. Er deutet in diesem Satz an, dass dieser Zwang auch mit den wirtschaftlichen Möglichkeiten zusammen hängt.

„Aber vielleicht in Zukunft, wer weiß, wenn ich mich für eine 3 Zimmerwohnung entscheide, was ich vielleicht in 5 Jahren tun werde, möchte ich schon im 15. wohnen“ (IH Bild 4 Abs.16).

4.3.2 Die Erfahrung, unhöflichem und diffamierendem Verhalten und Zuschreibungen ausgeliefert zu sein

H. erzählt von einem Erlebnis, dem er mit anderen Kindern beim Fußballspielen ausgeliefert war. Er beschreibt sich als Fußball spielendes Kind, eine kindergemäße Beschäftigung, in einem Konflikt mit Erwachsenen. Wahrscheinlich wäre das ein alltäglicher Generationskonflikt im öffentlichen Raum, jedoch wird von Seiten der Erwachsenen ein kulturell-religiöser Konflikt hineininterpretiert, in dem er und die anderen Kinder beschuldigt wurden, den Kopf der Marienstatue absichtlich abgeschossen zu haben, weil sie Moslem seien. Es wurde also vom autochthonen Teil der Bevölkerung ein alltäglicher Konflikt mit Fußball spielenden Kindern kulturalisiert, die Kinder in Ihrer Identität als Muslime beschuldigt, sich der christlichen Gemeinschaft gegenüber feindselig zu verhalten. Besonders ungerecht dürfte H. das empfunden haben, da er selbst schon seit seiner Kindheit- also vermutlich auch schon in der Zeit des Konflikts eine besondere Neigung zu der Kirche, in deren Umfeld sich der Konflikt zugetragen hatte, verspürte.

„So, das ist die Kirche jetzt im 15. Bezirk, Kardinal Rauscher Platz, und –obwohl ich Moslem bin, hab ich eine besondere Neigung zu diesem, zu dieser Gebäude halt, na seid meiner... Kindheit äh die Beleuchtung und so, das ist .extrem super und so [...].da war eine Statue von Maria und Jesus. und da ist einmal was passiert, beim Fußballspielen ist der Kopf runter gefallen, na? Und da haben sich die Leute so aufgeregt, weil in dieser Umgebung wohnen ja extrem viele Ausländer, na, sei es Jugoslawen, Türken, was auch immer, [...] ist eine inter-kult-kulturelle Umgebung halt, und da haben sich die Leute bzw. die christlichen Leute natürlich aufgeregt, die haben gemeint, dass das absichtlich gemacht worden ist, na? Obwohl die Kinder beim Fußballspielen halt, na ist halt einmal passiert na, und da haben sie nichts dafür machen können, aber trotzdem wurden wir immer wieder beschuldigt und eine gewisse zeitlang sind da Polizisten immer hin und her gegangen“ (IH Bild 2 Abs.1 und 2).

H. erzählt nicht, dass es für ihn eine Möglichkeit gab, sich gegen diese Unterstellungen zur Wehr zu setzen, er erzählt auch nicht, dass ihm und den anderen Kindern jemand zu Hilfe gekommen sei.

In einer anderen Interviewsequenz erzählt H. von unhöflichem Verhalten, das ihm von ärztlicher Seite und vom Personal im Hanuschkrankenhaus entgegengeschlagen ist, seine Konsequenz wäre gewesen, dort nicht mehr hinzugehen. Er wollte ärztliche Hilfe dort in Anspruch nehmen, wo auch die Atmosphäre passt, aber er beschreibt, dass er gezwungen war, immer wieder in das Krankenhaus zu gehen, das er meiden wollte. Es war ihm nicht möglich tatsächlich das zu wählen, was er wollte.

„Ich hab schon Sachen erlebt, zum Beispiel, den Namen möchte ich nicht geben, aber das muss ich hier unbedingt erwähnen, z.B. Hanuschkrankenhaus, na? Ich war mal dort für meinen Bruder, der hat sich mal den Fuß gebrochen gehabt, beim Fußballspielen, und der Doktor, bzw. das ganze Personal, war so unhöflich, dass- ich weiß es nicht- ich wollte nie wieder dort hin, aber ich hab immer wieder zum Kranken- zum Hanuschkrankenhaus gehen müssen, aus Zwang halt“ (IH Bild 1 Abs.5).

Die nächste Aussage, in der er sehr allgemein erzählt, wie leicht es ist seinen guten Ruf zu verlieren, beschmutzt und befleckt zu werden, lässt darauf schließen, dass ihn Diffamierungserfahrungen schon öfter getroffen haben, und er sich als Opfer von Beschuldigungen fühlt. Als weiteres Beispiel bringt er ein Erlebnis in seiner unmittelbaren Wohnumgebung: offenbar war die Tatsache, dass er „mit den Jungs rum hängt“ also „in der falschen Gesellschaft“ war, Grund genug, um ihn zu beschuldigen, etwas Falsches getan zu haben. Er beschreibt seinen moralischen Anspruch gut, rein, „weiß“ und unbefleckt zu leben und meint, dass man leichter beschmutzt wird, wenn man sauber ist, eine weiße Weste hat, und dass der „Ruf“ und das Ansehen, besonders wenn es gut ist, schnell schlecht sein kann, er beschreibt, dass leicht „was hängen bleibt“ auch wenn´s so nicht stimmt. Da er sich in seinem Handeln an seinem moralischen Anspruch als guter Mensch zu leben orientiert, fühlt er sich möglicherweise besonders verkannt.

„Aber leider ist es so, wer gut ist wird äh sehr leicht äh verschmutzt, sagt man so na? Man hat nichts getan aber es ist sehr leicht jemanden - no wie soll ich das jetzt formulieren- zu beflecken halt. Obwohl ich gar nicht dabei war, nur weil ich halt mit den Jungs herumgehängt hab, haben sich die Leute einfach gedacht., der auch, der H. auch, der ist ja kein, der ist ja nicht so ein schlechter Typ, aber wie hat er das machen können“ (IH Bild 4 Abs.4 und 6).

Indirekt nimmt er zum schlechten Ruf von MigrantInnen in unserer Gesellschaft Stellung, dazu, dass es schwierig ist als Migrant gut zu leben, da in der öffentlichen Meinung viel Schlechtes gesprochen wird, und - selbst, wenn es nicht stimmt - etwas

„hängenbleibt“. Er beschreibt damit ein Gefühl von Machtlosigkeit und Wirkungslosigkeit, eigentlich auch von Sinnlosigkeit, da sein Bestreben, gut zu leben, nicht gesehen und anerkannt wird.

AH nimmt ebenfalls zu diskriminierenden Zuschreibungen in der Öffentlichkeit und durch die öffentliche Meinung Stellung, wenn er den Widerspruch anspricht, dass muslimischen Frauen, die Kopftuch tragen, ein traditioneller Lebensstil vorgeworfen wird und ihnen gleichzeitig Bildung verweigert wird.

„Und erst behauptete man eben, und regt sich darüber auf, dass die muslimischen Frauen, die Kopftuch tragen, also immer unterdrückt werden, und dass sie keine Bildung haben und deswegen immer nur die Hausfrauen sind, und ihre Aufgabe nur Kinder gebären und kochen und so weiter und so fort und dann gibt man ihnen erst gar nicht die Möglichkeit, dass sie sich bilden, wenn sie´s wollen“ (IAH Bild 1 Abs.10).

Er sagt aber auch, dass die Lebensmöglichkeit für junge Muslime in Österreich besser als in anderen Ländern ist; der Vergleich mit Ländern wie die Türkei, Frankreich und Deutschland bringt ihn zu dieser Erkenntnis.

„Also in der Türkei dürfen sie mit Kopftuch nicht mal auf die Uni gehen (...) oder in Frankreich dürfen sie nicht mal in die Schule damit und in Deutschland ist überhaupt alles, was irgendwie mit Islam zu tun hat terrorverdächtig“ (IAH Bild 1 Abs.11).

4.3.3 Die Schuld- und Opferrolle

In seiner Identität als gläubiger Moslem fühlt sich H. im Interview sofort bemüht möglichen Zuschreibungen, sowie sie in manchen Teilen der autochthonen Gesellschaft durchaus üblich sind, entgegen zu treten. Er bestätigt damit wieder die Angst vor dem Beschmutzt werden bzw. die Notwendigkeit sich zu rechtfertigen, sich von vermeintlichen Vorwürfen und Beschuldigung rein zu waschen. Er erklärt, dass er zwar ein Moslem ist, wie ein Moslem leben möchte und der Menschheit Gutes tun möchte, aber dass er nicht extrem strenggläubig ist und kein Terrorist sei. Er weist eine Schuld zurück, indem er das tut, wird er aber schon zum Opfer dieser möglichen Diffamierungen.

„I: Bist du gläubiger Moslem?“

H: Schon, also, nicht unter der Definition extrem, oder Fundamentalist oder wie man es auch noch so nennt, aber ich bin halt Moslem, ich möchte wie ein Moslem leben, und ich möchte der Menschheit halt, dass ah, alles Gute tun, was mir zur Verfügung steht, nicht dass man sagen kann, dass ich jetzt Moslem bin, extrem strenggläubig bin, dass ich -unter Anführungszeichen -ein Terrorist bin, nicht so, nicht so in der Art, ich bin Moslem, ja, und ich leb halt so“ (IH Bild 2 Abs.5).

In einem ganz anderen Kontext, nämlich im Bereich seiner Arbeit als U-Bahnfahrer, kommt er möglichen Anschuldigungen zuvor, am Tod von Selbstmördern, die sich vor die U-Bahn werfen, schuldig zu sein.

„Ich meine wir als Fahrer können nichts dafür, wir haben keinen runtergeschubst, wir versuchen nur, dass wir halt bremsen, und dass wir halt erste Hilfe leisten können“ (IH Bild 3 Abs.8).

S. meint selbst schuld zu sein, dass der Mann, in den sie verliebt ist, keine Beziehung zu ihr will, obwohl er auch in sie verliebt ist. Sie hatte früher Kontakt zu einem anderen Mann, um ihn kennen zu lernen, mit dem sie aber nicht zusammen war. Da die beiden Männer jedoch, wie sich später herausstellte, Freunde waren, war dies einen Hindernisgrund für eine Beziehung. Für diese von ihr beschriebene Patt-Situation- sie lieben einander, können aber keine Beziehung eingehen- übernimmt sie die Verantwortung.

„Mit den Jahren eben hab ich mich immer mehr in ihn verliebt, dann hab ich's ihm gesagt. Er wollte von Anfang an schon immer nur was von mir, er ist auch verliebt in mich, nur in dieser Zwischenzeit war ich mit einem Typen, der ein sehr guter Freund von ihm ist, das hab ich nicht gewusst und deswegen will er jetzt nicht, weil er sich denkt, mit einer Ex-Freundin von einem guten Freund fängt er nichts an, so hab ich mir alles vermässelt [...] ja, es ist vorbei, aber er sagt mir trotzdem, dass er mich liebt, aber hat gemeint es geht nicht, weil eben ich mit einem sehr guten Freund, zusammen war, das nur 2 Wochen, es war nicht einmal zsammm sein, sondern nur eine Kennen- Lernphase.“ (IS Bild 2 Abs. 7 und 12 und).

4.3.4 Zwang und Unterlegenheit, die in der Familie erlebt werden

In den folgenden Beispielen wird deutlich, dass die individuelle Wirksamkeit in den Familien eingeschränkt ist, die Dominanz der Eltern wird erst durch Entfernung gebrochen. Die Dominanz kann auch als Schutz erlebt werden, die Entfernung vom Elternhaus auch als Schutzlosigkeit.

H. erzählt, dass seine Eltern, die offenbar eine sehr genaue Vorstellung hatten, wie der Sohn den sozialen Aufstieg erreichen kann, ihn gezwungen hatten Jus zu studieren, obwohl er lieber Dolmetsch vgl.4.1.8 studiert hätte. Er erzählt damit, dass es in seiner Familie selbstverständlich war, dass er dem Wunsch der Eltern entspricht. Er erzählt von einem Generationskonflikt, der vier Jahre gedauert hat. Er folgte der Tradition, den Eltern zu gehorchen. Erst später meint er, erkennen die Eltern ihren Fehler, unter dem er jahrelang gelitten hatte.

„Ich war im Juridikum, Rechtswissenschaften inskribiert, was ich gar nicht machen wollte, das hab ich alleine unter dem Zwang von meinen Eltern gemacht (...) und wie gesagt, später

haben sie´s eh kapiert, dass sie einen Fehler gemacht haben, weil sie mich dazu gezwungen haben, dass ich halt Jus studieren sollte, na? Und damit hab ich meine 4 Jahre umsonst verbracht“ (IH Bild 3 Abs.10 und 16).

H erzählt von seinem Wunsch das Leben nach eigenen Entscheidungen zu führen. Er entgeht der elterlichen Bevormundung durch die räumliche Entfernung und durch seine Heirat.

„Aber, wie gesagt, es st mein Leben und eigentlich sollte ich es entscheiden, was ich mache und nicht sie, sie könnten mir zwar sagen, he, schau, das, das, das wäre perfekt für dich, aber ich möchte nicht, dass sie mich in jeder Situation sich in mein Leben einmischen und deswegen habe ich mich von meinen Eltern getrennt, (..) ich halt auch in der Ferne bin, na?, wenn man jeden Tag in Kontakt ist, also nicht wenn man ledig ist, aber wenn man verheiratet ist, ist es schon ganz anders, man möchte nicht jeden Tag in Kontakt sein, weil man auch sein eigenes Leben führen möchte“ (IH Bild 3Abs.17).

S. beschreibt ihr Elternhaus als goldenen Käfig, in dem sie Schutz und Liebe erfahren hat. Schutz und Liebe sind für sie offenbar gleichzeitig mit Einschränkungen der Freiheit verbunden. Wer Schutz und Liebe möchte, muss sich in die Privatsphäre zurückziehen und möglicherweise Freiheiten aufgeben. Jedenfalls scheint es innerhalb von Schutz und Liebe nicht möglich zu sein, die eigenen Fähigkeiten zu entfalten und einen eigenen Wirkungskreis aufzubauen.

„I: Sie sagen es ist das Haus Ihrer Familie?

S: Ja,- also wenn ich mir das Bild einmal so anschau, das Foto, dann könnt ich vielleicht stundenlang darüber reden, was ich alles schon durchgemacht hab da drinnen- aber- .das ist mein goldener Käfig, wo ich mich wohl fühl“.(IS Bild 1 Abs.2).

Das Haus, das für I. so wichtig ist, ist allerdings nicht das Geburtshaus. Aus diesem, indem ihre Familie mit der Familie ihres Onkel lebte, musste S. ´s Familie ausziehen, da der Vater und sein Bruder sich zerstritten hatten. In ihrer Darstellung wird ihre Familie zum Opfer eines familieninternen Streits und in der Folge eines Betrugs.

„Also ich bin in einem Einfamilienhaus geboren, eben nur 10 Minuten entfernt von hier, nur dort haben wir dann raus müssen, weil eben mein Vater mit seinem Bruder gestritten hat. Das war ein 2stöckiges Haus, wo oben wir und unten die; die, die haben dann das Haus gekauft, obwohl´s vorgesehen war, dass wir´s übernehmen“ (IS Bild 1Abs.10).

AH erzählt von seinem Vater, der in Ägypten aufgewachsen ist. Als dieser nach Österreich einwanderte, brachte er sein Islamverständnis aus Ägypten mit. Das, was der Vater, als „richtigen Islam“ in Ägypten kennengelernt hatte, wollte er in Österreich so weiterleben. Wenn ein Vater das, was er in seinem Herkunftsland gelernt hat, im Aufnahmeland genauso weiter leben möchte und seine Erziehung darauf ausrichtet, dann kann das einen großen Konflikt zwischen Vater und Sohn bedeuten.

Möglicherweise tun sich Väter in der Migration besonders schwer die Bedürfnisse ihrer Söhne zu erkennen.

„Mein Vater ist ein ziemlich alter Mann, also jetzt ist er 74, 75, und er ist in Ägypten aufgewachsen und hat seine Art und Weise, eben (...) wie Ägypten den Islam verstanden hat und mit der ägyptischen Kultur irgendwie vereint hat und für ihn war das einfach „der Islam“ und da ist er eben nach Österreich gezogen, und wollt eben 1:1, das was er drüben gelernt hat, mitbekommen hat - wurde einfach hier weiterleben und ähm, damit konnt ich halt nicht ganz, also die Basis auf der diese ganzen Probleme entstanden sind, waren eben, dass ich meine Kindheit und meine Jugend so ausleben wollte, wie sie alle andern um mich herum auch ausgelebt haben und er eben dafür kein Verständnis hatte“ ([HA Bild 1 Abs 17-21).

Folge dieses Konflikts war, dass AH ab dem 12. Lebensjahr in wechselnden WGs und Heimen der Jugendwohlfahrt lebte. Auch in diesem Fall war die Distanz zum Elternhaus notwendig, wenngleich sie viel früher als bei den anderen beiden InterviewpartnerInnen notwendig wurde.

„Ich bin an sich, bis zu meinem 11- LJ bei meinen Eltern gewesen, hab dann ziemlich starke Probleme mit meinem Vater gehabt und [...] hat das Jugendamt dann für längere Zeit, also bis ich 18 wurde, meine Obsorge, bin dann eben in WGs, Heimen usw. aufgewachsen“ (IHA Bild 1 Abs.12).

4.3.5 Diffamierung und Opfer-Sein, das im Freundeskreis erlebt wird

H. sieht sich in Freundeskreis Diffamierungen ausgesetzt. Für ihn ist Bildung, im Unterschied zu seinen Freunden, ein wichtiger Wert, er entwickelt einen anderen Lebensstil, seine Freunde spotten ihn deswegen aus:

„Damals haben sie mich noch ausgespottet, weil ich studiert habe, die haben gemeint, ich sei ein Streber“ (IH Bild 4Abs.10).

Wie schon im Kapitel 4.1.5 beschrieben, war die Lösung in diesem Konflikt mit den Freunden, sich von ihnen zu trennen und einen anderen Weg zu gehen. Mit dieser Entscheidung steigt er aus der Opferhaltung aus und gestaltet das Leben nach seinen Vorstellungen.

S. beschreibt, wie sie im Freundeskreis immer wieder von Leuten ausgenutzt wurde, die sie nur kontaktierten, wenn sie etwas von ihr benötigten, wie zum Beispiel Geld oder Hilfe.

„Hab ich vielleicht zig Freunde gehabt, die mich aber immer nur angerufen haben ,wenn sie fortgehen wollten, wenn sie Geld gebraucht haben oder wenn sie in irgendeiner Schwierigkeit gesteckt haben und mich eben dazu irgendwie gebraucht haben (...) natürlich, auch im Aufbaulehrgang! z.B. hab ich drei, zwei sehr gute Freundinnen gehabt, (...) die haben mich immer nur angerufen, weil sie eine Zusammenfassung gebraucht haben für ein Fach oder weil sie am Wochenende fortgehen wollten, oder wenn sie, es waren auch welche dabei, die

Umgebung Wien gewohnt haben und dann eine Nacht bei mir verbringen wollten“ (IS Bild 3 Abs.16 und 19).

Für S. ist es grundsätzlich selbstverständlich in Freundschaftsbeziehungen zu teilen vgl. 4.3.9 Diese Prägung macht sie leichter zum Opfer; sie scheint einen Unterschied zu erleben, zwischen Beziehungen, wie sie in ihrer Herkunftskultur in NÖ am Land und im bäuerlichen Mittelanatolien üblich sind und wie im städtischen Raum Beziehungen gestaltet werden, jedoch scheint sie die Nachteile, die sich daraus für sie ergeben nur langsam wahrzunehmen.

„Ich hab den Fehler gemacht, dass ich immer geglaubt hab, die sind genauso, wie ich, genauso, wie meine Leute vom Land, (...) vielleicht hab ich mir die Falschen ausgesucht“ (IS Bild 3 Abs.16).

Über den Schmerz lernt S. sich abzugrenzen, wobei ihr der Beziehungsmisbrauch besonders weh tut.

„Aber wenn ich dann merk, ich wird ausgenützt, nicht nur finanziell, sondern auch eben so, dann, also das finanzielle tut mir nicht so weh, wie wenn mich jemand ausnützt, um einfach nur Gesellschaft zu habe, oder einen Chauffeur oder eine Wohnung, dann sag ich stopp“ (IS Bild 3 Abs.20).

4.3.6 Rahmenbedingungen, die eine benachteiligende Wirkung haben und denen man ausgeliefert fühlt

Rahmenbedingungen, denen man sich unterlegen fühlt, werden meist übermächtig erlebt; sich gegen Rahmenbedingungen zur Wehr zu setzen erscheint oft unmöglich. Die finanzielle Lage und die soziale Situation sind Dinge, die Kinder nicht beeinflussen können, denen sie ausgeliefert sind. Als Kind erlebte H. Armut, der Vater konnte die Familie nur knapp ernähren, da blieb offensichtlich wenig übrig, um Wünsche der Kinder nach bestimmten Spielsachen zu erfüllen.

„In meiner Kindheit haben wir uns das nicht leisten können, weil nur mein Vater mit seinem Job, hat uns sowieso nur knapp ernähren können und ich vermisse schon sämtliche Sachen in meiner Jugend äh bzw. in meiner Kindheit, was ich nicht erleben konnte, sei es Spielsachen, wie gesagt Spielkonsolen und solche Sachen“ (IH Bild 4 Abs.20 und 21).

Eine ähnliche Erfahrung der finanziellen Knappheit macht H. als Student, als er eine Frau heiratete, die ebenfalls studiert. Beide hatten nicht die österreichische Staatsbürgerschaft und mussten daher doppelte Studiengebühren bezahlen. H. war damit Strukturen ausgeliefert, die in der aktuellen Politik begründet waren. Es wurden wieder Studiengebühren eingeführt, AusländerInnen zahlten doppelt soviel als

InländerInnen. Für H. bedeutet es, dass er in mehreren Jobs arbeiten musste, also eine Mehrfachbelastung, die er nach 2 Jahren aufgeben musste.

„Und leider Gottes sind die Studiengebühren noch zu hoch, da ich noch die ausländische Staatsbürgerschaft habe muss ich 741€ pro Person und pro Semester zahlen, 1500€, 3000€ im Jahr für mich und für meine Frau und das ist wirklich nicht leicht, ich hab versucht 2 Jahre lang so zu leben, ich hatte 3 Jobs, Tag und Nacht hab ich gearbeitet, ich hatte noch die Schule besucht und das war mich einfach nach 2 Jahren zu viel“ (IH Bild 3Abs.13).

In seiner Handlungslogik versucht er solange wie möglich seinem ursprünglichen Vorhaben (sozialer Aufstieg durch das Studium) treu zu bleiben, er nimmt viele Belastungen dafür in Kauf, stellt sich aktiv den schwierigen Bedingungen entgegen. Schlussendlich, gibt er auf, und beginnt, als Ausweg, bei den Wiener Linien zu arbeiten.

„Das war mir dann nach einer gewissen Zeit zuviel, da hab ich halt was aufgeben müssen, und hab mich hab für meinen Job entschieden, aber es hat mir weh getan, muss ich ehrlich zugeben“ (IH Bild Abs. 13).

4.3.7 Befreiungsphantasien aus der Opferrolle

S. sieht sich vor allem in Freundschaftsbeziehungen, aber auch in der Familie und in Beziehungen zu Männern als Leidende. Sie meint, dass sie für ihre 21 Jahre schon sehr viel diesbezüglich erlebt hat, schon viel gelernt hat. Sich selbst beschreibt sie als Engel ohne Flügel, also eine Figur, die eigentlich fliegen könnte, Flügel haben sollte, aber in ihrer Identifikation damit, besitzt sie keine. Diese Phantasie erinnert an das Bild des goldenen Käfigs 4.3.4., wer im goldenen Käfig sitzt kann auch nicht fliegen. Sie beschreibt sich als ein Engel ohne Flügel, als ein Mensch, dem Leid zugefügt worden ist und sie wünscht sich wegfliegen zu können, alles von oben betrachten zu können, sie wünscht sich, sich schützen zu können, einen sicheren Ort rund um sich zu haben, einen Kreis, der von niemandem betreten werden kann. Sie wünscht sich Kontrolle über ihre Beziehungen. Sie erlebt sich als Opfer, das sich nicht genug schützen kann. Der Ortswechsel, Wechsel des Lebensraumes bedingt möglicherweise Lebensbedingungen und Veränderungen, denen man sich schutzlos ausgeliefert fühlt, das trifft noch mehr zu, wenn diejenige noch sehr jung ist. S. war 17 Jahre, als sie von NÖ nach Wien zog, aus dem Familienverband hinaus, in eine eigene Wohnung. Gleichzeitig wird wieder das Wegfliegen als Lösung beschrieben, sowie sie es auch tatsächlich schon versucht hat, vgl. 4.1.7.

*„Ich bin kein richtiger Engel, ich bin nur ein Engel ohne Flügel,
I: und wenn Sie Flügel hätten?“*

S: dann wär ich weit weggeflogen, und würde alles von oben betrachten, von außen, wenn ich das Ihnen aufzeichnen würde, dann wäre ich ein Punkt, um mich herum ein Kreis, wo niemand rein darf und dann noch ein Kreis, wo eben all das, was ich ihnen jetzt erzählt hab, drinnen ist, aber es gibt, wie gesagt noch einen Kreis um mich herum, wo ich niemanden reinlass, weil für das hab ich schon genug gelitten, sei es Freunde, sei's Familie, sei's Beziehungen, ich bin vielleicht zwar nur 21 aber ich hab schon einiges dazu gelernt“ (IS Bild 3 Abs.10).

4.3.8 Eigene Passivität, die es möglicherweise unmöglich macht, zu dem zu kommen, was man möchte

In dem Interview mit H. zeigt er in Lebensbereichen, die ihm sehr wichtig sind, eine auffallende Passivität. So erzählt er zwar von der Kirche und seinem Interesse daran vgl. 4.3.2. , er erzählt von seinem Kontakt zu einem anderen Pfarrer im 15. Bezirk, der sehr befriedigend verlaufen ist, aber mit dem Pfarrer der Kirche, die er fotografiert hat, war er noch nie in Kontakt, was er bedauert.

„Aber so, mit einem Pfarrer von dieser Kirche war ich noch nie in Kontakt, schade- also ich würde schon gerne.“ (IH Bild 2 Abs.10).

Die Arbeit bei den Wiener Linien hat er sich nicht ausgesucht, er hat nie daran gedacht dort zu arbeiten, er beschreibt, dass er zufällig, darüber stolpernd, dort gelandet und dann geblieben ist.

„Aber so, dass ich in Zukunft bei den Wiener Linien arbeit, dass ich U-Bahn fahre, hätt ich mir nie gedacht, aber wenn man halt irgendwie drüber stolpert, ja, man befindet sich mal, dann halt im Betrieb und man bleibt dabei“ [IH Bild 3 Abs.3].

Er erzählt, dass die U-Bahn sein Leben geändert hätte, seine Persönlichkeit, seinen Lebensstandard; diese Formulierung betont die Passivität. Genau genommen erzählt er damit, dass nicht er, sondern die U-Bahn sein Einkommen verbessert hätte.

„ Ja, also auf dem Bild haben wir jetzt eine U-Bahn, das ist jetzt mein alltägliches Brot, und äh, die U-Bahn hat mich wirklich, was meine Persönlichkeit betrifft und meinen Lebensstandard betrifft, wirklich sehr geändert “ (IH Bild 3 Abs.1 und 2).

In seiner neuen Wohnumgebung, kennt er fast keine Nachbarn, Er orientiert sich an dem vorherrschenden Lebensstil, lebt angepasst und anonym, Rückzug in die Privatheit der Wohnung ist die Folge, wenn es keine Kontakte mit Nachbarn gibt. Er beschreibt keinen Versuch den nachbarschaftlichen Lebensstil, der ihm wichtig ist, vgl. 4.2.2 auch nur annähernd zu verwirklichen.

„so dass ich fast meinen Nachbarn nicht kenne, ich kenne nur die, Nachbarn im Erdgeschoß, nur deswegen, weil ich die immer beim Hinein- und Rausgehen sehe“ (IH Bild 4 Abs.18).

S. erzählt, dass sie in einem Lokal Geschäftsführerin ist und dort auch 20 Stunden arbeitet. Doch diese berufliche Gestaltungsmöglichkeit relativiert sie sofort, sie betont, dass sie nur wegen der Konzession offizielle Geschäftsführerin sei. Sie stellt damit ihre Ressourcen und Fähigkeiten möglicherweise auch zu selbstverständlich zur Verfügung, jedenfalls bedeutet es eine Einschränkung, eine Ressource, die nicht voll ausgeschöpft werden kann, es erinnert wiederum an den „goldenen Käfig“ vgl.4.3.4 und den „Engel ohne Flügel“. vgl. 4.3.7

„Das ist das Lokal, wo ich arbeite, „b...“, gehört dem Bruder von dem Typen, ich bin seit Oktober hier, als offizielle Geschäftsführerin, aber- unter uns- ist das eben nur wegen der Konzession gewesen, und ich bin auch 20 Stunden in der Woche hier tätig, wenn nicht länger“ (IS 4.Bild Abs.1).

4.3.9 Wirksamkeit und Lebensgestaltung

Am deutlichsten beschreibt H. seine Wirksamkeit im Zusammenhang mit seiner Wohnung, sie repräsentiert seine finanzielle Eigenständigkeit, Selbstständigkeit und sein Vermögen zur Gestaltung seines „Reiches“, sein integriert Sein symbolisiert „die Wand“, vgl. 4.1.9.1

„Meine Wohnung, meine Wand, mein Erholungsgebiet, home sweet home, ich hab zwar eine kleine Wohnung, mit zwei Zimmern, klein aber es ist mein Reich, ich mach, was ich will da drinnen, und das ist das Eigene, was ich bis jetzt mit meiner eigenen Mühe erreicht hab, Ich hab mir meine Wohnung selber eingerichtet, ich hab das Ganze selber finanziert“ (IH, Bild 4 Abs.13).

S. scheint in ihrer Rolle als Freundin von N. am wirkungsvollsten zu sein, sie beschreibt das Zusammenleben mit ihr, das Teilen und Unterstützen. Es ist für sie logisch als Freundinnen alles zu teilen, auch die Knappheit. Sie scheint den Alltag mit ihr so gestalten zu können, wie es ihr wichtig ist.

„Wir haben uns wirklich alles geteilt, sei es unser letztes Geld, mein letztes Brot, alles, also, ich hab mit ihr auch zusammen gewohnt, 2 Jahre hier in Wien“ (IS Bild 2 Abs. 2).

S. organisiert für diese Freundin eine Abschiedsfeier, sie erzählt das fast in einer Nebenbemerkung, so als ob das selbstverständlich wäre. Möglicherweise übersieht sie da ihre Fähigkeit, die dahinter steckt, um so ein Fest zu organisieren. Es scheint ihr die Anerkennung dafür zu fehlen, was sie bewirken kann.

„Das war auch die Abschiedsfeier von meiner Freundin, die ich organisiert habe für sie und alle ihre Freunde, Cousins, Cousinen, Bekannte und Verwandte, alle eingeladen hab“ (IS Bild 2 Abs.9.).

4.3.10 Wirksamkeit und gesellschaftliche Partizipation

Während für S. und H. ihre Interviews jeweils mit einem starken Bezug zu ihrer Herkunft in NÖ und im 15. Bezirk beginnen, war für AH das Aufwachsen in der Familie konflikthaft und verbunden mit vielen Orts- und Beziehungswechseln im Kontext der Jugendwohlfahrt. Damit ist auch die Bedeutung des unmittelbaren Lebensraumes anders. Für ihn scheint die gesellschaftliche und politische Wirksamkeit von zentraler Bedeutung. Sein Interview beginnt mit dem Bild der Bundesjugendvertretung. Für ihn ist es wichtig, dass Muslime in die demokratischen Abläufe einbezogen sind und gewählt werden können, was aber, wie er betont, noch die Ausnahme ist.

„Okay. Das ist ein Foto vom Vorstand der Bundesjugendvertretung, wo eben unter anderem die T. von der muslimischen Jugend Österreich, mit ihrem Kopftuch dabei ist, und auch bei der Wahl, soweit ich das - soweit ich mich erinnern kann, eigentlich auch die meisten Stimmen bekommen hatte und den Vorsitz, glaub ich für ein halbes Jahr, das ändert sich immer nach einem halben Jahr, ghabt hat, ja was halt in Österreich, kann man schon sagen, etwas besonderes ist, was man, nicht selbstverständlich ist“ (IHA Bild 1 Abs.1).

Es ist in seinem Verständnis von Integration logisch, dass Platz im Sinne von Partizipationsmöglichkeiten gegeben werden muss, was in anderen Ländern nicht gegeben ist, im Vergleich mit anderen Ländern schneidet Österreich seiner Meinung nach gut ab

„In anderen Ländern, in Europa oder allgemein auf anderen Kontinenten, werden die Muslime, also da redet man ziemlich viel über die Muslime, aber, verlangt auch Integration und so weiter und sofort, gibt ihnen aber keinen, geben ihnen aber keinen Raum sich zu beteiligen“ (IHA Bild 1 Abs.1).

4.3.11 Zusammenfassung

In den Interviews fallen die vielen Passagen auf, in denen sich die ErzählerInnen in Konflikten in der Opferrolle erleben. In den Situationen, die im öffentlichen Raum, in der Familie, im Freundeskreis, beschrieben werden, wird eine grundlegende Haltung deutlich, in der die ErzählerIn sich passiv und machtlos darstellt, wobei diese Haltung unabhängig ist vom jeweiligen Gegenüber. Diese Machtlosigkeit wird sowohl engen Bezugspersonen, als auch FreundInnen, unabhängig von Herkunft und kultureller Zugehörigkeit sowie größeren Bezugssystemen gegenüber beschrieben. Diese Haltung ist nicht verwunderlich, da anzunehmen ist, dass es Lebensumstände gegeben hat, die die passive Haltung nahe legen: da ist einmal der unmittelbare familiäre Bereich, der in den Interviews eher autoritär beschrieben wird. Die

gesellschaftliche Randposition lässt ebenso wenig Gestaltungsspielraum. Dort wo positives Handeln und Streben nicht anerkannt wird, hat das Enttäuschung zur Folge, die wiederum eher demotivierend zu sein scheint. Die fehlende Anerkennung von Außen lässt dann auch an der eigenen Wirksamkeit zweifeln. Eine Lösung aus direkten Unterlegenheitserfahrungen scheint in der räumlichen Distanz zu liegen und in der Möglichkeit Abstand nehmen zu können. Jedoch ist Trennung und Entfernung als Lösung gleichzeitig ambivalent, da es gleichzeitig eine starke Tendenz gibt, die Herkunftsumgebung nicht zu verlassen. Den eigenen Wirkungsbereich zu erfassen, zu nutzen und zu erweitern scheint eher schwierig zu sein. Anerkennung von Seiten der Gesellschaft und des Staates zu finden, die es ermöglicht sich zu beteiligen und politisch zu partizipieren ist zumindest für einen Gesprächspartner dezidiert eine wichtige Voraussetzung, um den eigenen Platz in der Gesellschaft positiv zu bewerten.

4.4 Soziale Sicherheit

Sicherheit bedeutet immer Anerkennung und Erfüllung von Bedürfnissen vgl. Kapitel 3. Sowohl materielle Absicherung als auch Sicherheit in den Beziehungen sowie gesellschaftliche Teilhabe können zur Erfüllung des Sicherheitsbedürfnisses beitragen. Vor allem auf diese Aspekte wird in den Interviews Bezug genommen:

4.4.1 Arbeit als Absicherung des Lebensunterhalts

H. erzählt von seiner Familiensituation, in der der Vater Alleinverdiener war vgl.4.3.6. Damit erzählt er indirekt, dass der Vater, der als Gastarbeiter nach Österreich kam, für seine Arbeit nur wenig bezahlt bekam und es daher -um die Armut abzuwenden- notwendig war, dass die Söhne möglichst rasch zum Familieneinkommen beitrugen.

*„Weil nur mein Vater mit seinem Job, hat uns sowieso nur knapp ernähren können, wir haben auch nicht so na ja super Leben ghabt damals, erst mit der Zeit, wo mein Bruder noch begonnen hat zu arbeiten, wo ich dann halt geringfügig gearbeitet hab, so hat sich die Lebenslage ein bisschen verbessert“
(IH Bild 4 Abs. 21).*

Kinder aus Gastarbeiterfamilien erleben Armut und die Notwendigkeit ihren Eltern zu helfen, um die Familie zu ernähren. Die unmittelbare Armut muss durch Arbeit abgewendet werden, manche Wünsche bleiben unerfüllt. Dass Ausländer durch geringe Bildung und Einsatz in wenig qualifizierten Jobs besonders armutsgefährdet sind, findet sich u.a. auch im Sozialbericht (Sozialbericht 2007: 240).

4.4.2 Bildung als Weg aus der Armut

Für H.s Eltern ist Bildung der Weg aus der Armut. Sie entscheiden, dass H. nach der Hauptschule in Wien, Gymnasium und Matura in der Türkei macht, vgl. 4.1.7, H. übernimmt dieses Verständnis für sich und möchte das auch seinen Freunden vermitteln.

„Weil ich immer eine andere Lebensphilosophie gehabt hab, ich hab immer gesagt, he Leute wir müssen was aus unserem Leben machen. Ich hab immer denen gesagt, dass sie sich fortbilden müssen dass sie irgendeine gescheite Ausbildung machen müssen“ (IH Bild 3 Abs.11).

Dieser Weg, zu dem H. auch seine Freunde ermutigten wollte, hat ihn aber schlussendlich die Zugehörigkeit zu ihnen gekostet, da sie seine Werte nicht vertreten haben vgl. 4.1.9.2 Möglicherweise bestätigen die Freunde mit ihrer bildungsfernen Haltung damit Zuschreibungen der Umgebung, die MigrantInnen nicht mit Erfolg sondern mit Problemen in Verbindung bringen vgl. 4.3.2. In Bildung zu investieren bedeutet möglicherweise zuerst einmal weniger Geld zu haben, was eine hohe Frustrationstoleranz braucht.

„Wo ich noch studiert hab und wo meine Freunde arbeiten gegangen sind, haben die natürlich Geld verdient gehabt, und ich hab mit einer geringen Summe auskommen müssen, als Student, äh, ich wollte auch immer Autos haben, aber ich hab alles im Leben später erreicht, was ich eigentlich in der Jugend haben wollte“ (IH Bild 4 Abs.14).

4.4.3 Unsichere Lebensbedingungen durch schwierige Rahmenbedingungen

H. orientiert sich lange Zeit am Bildungsweg, mit dem Ziel, das vor allem seine Eltern für ihren Sohn intensiv verfolgt haben vgl. 4.3.4, ein Studium abzuschließen. Umso deprimierender ist es, dass schließlich die schwierigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen es bewirkten, dass er das Studium aufgeben musste. Er versucht solange wie möglich seinem ursprünglichen Vorhaben, treu zu bleiben und er nimmt viele Belastungen dafür in Kauf vgl. 4.3.6 doch war es ihm schlussendlich nicht möglich auch seine Ehefrau und die Tochter zu versorgen.

„Damals hab ich noch studiert ghabt und ich hab ein sehr geringes Einkommen gehabt, womit ich meine Familie, ich bin ja auch noch verheiratet, hab eine Tochter, nicht wirklich richtig so ernähren konnte, ich hab dann auch eine zeitlang versucht zu studieren, was ich nicht geschafft hab“ (IH Bild 3 Abs.1).

Es zeigt sich an dieser Stelle eine multiple Problemlage, die durch die strukturellen Rahmenbedingungen verursacht wird und durch das Bedürfnis ein Leben mit Studium und Familie vereinen und finanzieren zu können.

4.4.4 Soziale Sicherheit durch adäquate Arbeit

Die Arbeit bei den Wiener Linien als U-Bahnfahrer verbessert die Einkommenssituation und den Lebensstandard vgl.4.3.8 , er kann seine Familie versorgen und sich einen gewissen Lebensstandard leisten.

„Ich kann mir zwar nicht alles leisten, aber zumindest was, was ich mir halt leisten möchte“ (IH Bild 3 Abs.1).

Damit signalisiert er, dass er sich gut etabliert hat, dass er den sozialen Aufstieg bewältigt hat. Er konnte sich den gängigen gesellschaftlichen Erwartungen entsprechend entwickeln.

4.4.5 Soziale Sicherheit und Verbundenheit durch Inklusion in das Soziale System

Zu Beginn des Interviews erzählt H. über seine Erfahrungen in einem Krankenhaus im 15. Bezirk, er erzählt, dass er und seine Geschwister dort zur Welt gekommen sind und er erzählt von Hilfe, die er und seiner Familie bekommen.

„Mein Bruder zum Beispiel, der hat sich mal den Arm gebrochen gehabt, und ich hab ma dacht, naja is mir gar nichts. eingefallen, außer Elisabethspital, obwohl ich in den AKH auch gehen könnte, und dann bin ich dort hingegangen und die haben mir halt geholfen, bei jeder Situation halt, na? Ich war auch mit de Mutter einmal dort, mit meinem Vater, für mich selbst,“ (IH 1. Bild Abs.2).

Diese Hilfestellung hat ein Gefühl der Zugehörigkeit zur Konsequenz:

„Und ich weiß nicht, es verbindet mich halt irgendwie, ist irgendwas Emotionelles dabei“ (IH 1. Bild Abs.2).

Hilfestellung und die damit verbundene Zugehörigkeit und Sicherheit sind für ihn wichtige Themen, um sein Leben in Wien zu beschreiben. Er beschreibt es zentral, gleich zu Beginn des Interviews. Das Inkludiert-Sein in diesem Fall in das Gesundheitssystem, bedeutet für ihn möglicherweise eine Erfahrung gleichberechtigt zum autochthonen Teil der Wiener Gesellschaft und selbstverständlich in das Sozialsystem inkludiert zu sein. Durch die gute Behandlung im Krankenhaus wird eine Zufriedenheit spürbar, die durch die Verbindung von Sicherheit, Verbundenheit, Zugehörigkeit und Wirksamkeit zustande kommt. Das wird auch deutlich, als er von der unhöflichen Behandlung in einem anderen Krankenhaus erzählt vgl.4.3.2 , der er sich ausgeliefert fühlt, mit der er gar nicht zufrieden ist.

4.4.6 Beziehungsunsicherheit im unmittelbaren Lebensraum

H. ist es aus seinem Leben im 15. Bezirk gewohnt, dass er jederzeit Unterstützung und Hilfe erwarten kann, vgl. 4.2.2., über seine aktuellen Wohnumgebung erzählt er:

„Sollte ich irgendeinmal Schwierigkeiten haben gibt es keinen an den ich mich wenden könnte aber im 15 war's nicht so, egal es müsste nicht im Bau sein, überall im 15. wir waren halt so was wie eine Familie,“ (IH Bild 4 Abs.19).

Nachbarschaftshilfe und das Zusammenleben im Bezirk, wie in einer großen Familie, sind für H. sehr wichtige Werte, wenn das nicht möglich ist, führt das zu Unzufriedenheit und Unsicherheit. Auch S. erlebt die Beziehungssituation in ihrem neuen Lebensraum unsicher:

„Hier weiß man nie auf wen man zählen kann und auf wen nicht, erst nach paar Jahren“ (IS Bild 3 Abs.11).

Der Wechsel des Lebensraums führt in beiden Fällen zu einer Veränderung der Beziehungen und führt zu Verunsicherung.

4.4.7 Brüchige Beziehungen: Enttäuschungen und Unsicherheit

Im Laufe des Interviews erzählt S. von unsicheren und brüchigen Beziehungssituationen. Am schwierigsten scheint die Beziehung zu dem Mann zu sein, mit dem sie gerne eine Liebesbeziehung gelebt hätte, was dieser aber nicht zulässt, vgl.4.3.3. Zu ihm befindet sie sich quasi in einem emotionalen Abhängigkeitsverhältnis,

“Ich würd's nicht aushalten, wenn ich ihn nicht sehe“ (IS Bild 2 Abs.16).

Große Unsicherheit steckt da offensichtlich dahinter, möglicherweise Angst sich aus dem Abhängigkeitsverhältnis zu lösen und eigene Wege zu gehen. Kurz beschreibt sie auch einen Familienstreit, einen Streit zwischen Brüdern, ihrem Vater und ihrem Onkel,

„Ich bin in einem Einfamilienhaus geboren, eben nur 10 Minuten entfernt von hier, nur dort haben wir dann raus müssen, weil eben mein Vater mit seinem Bruder gestritten hat, das war ein 2stöckiges Haus, wo oben wir und unten die, die haben dann das Haus gekauft, obwohl's vorgesehen war, dass wir's übernehmen, und wir reden auch seitdem mit dem nicht“ (IS Bild 1 Abs.10).

Sie erzählt damit, dass das großfamiliäre Zusammenleben der Familien der beiden Brüder, die offensichtlich von Mittelanatolien nach NÖ migriert sind, in Brüche gegangen ist, so sehr, dass die Familien nicht mehr miteinander reden. Durch den

Streit der Brüder wird die Familie von S. auch vom Informationsfluss aus dem Herkunftsland abgeschnitten. S. erzählt über die Schwierigkeit zu erfahren, dass ihre Großmutter, die Mutter ihres Vaters und Onkels, gestorben ist.

„Meine Schwester ist zum Billa gegangen (...) und hat eine Freundin von uns getroffen, die dann uns mitgeteilt hat, dass unsere Oma gestorben ist, weil die in der Türkei haben nicht gewusst, dass die beiden Brüder, also mein Vater und mein Onkel zerstritten sind sie hat dann eben gemeint, „es tut mir urleid wegen deiner Oma“ und meine Schwester hat natürlich von nichts eine Ahnung und fragt sie, worauf sie hinaus will“ (IS Bild 1 Abs.11).

Im Konfliktfall innerhalb der Großfamilie besteht in der Migration also zusätzlich die Gefahr aus dem Informationssystem des Familien- und Clansystems herauszufallen und dadurch weitere Verbindung und Verbundenheit zu verlieren, was wiederum einen Verlust von Sicherheit bedeutet.

4.4.8 Beziehungssicherheit gibt auch materielle Sicherheit

In der Beziehung und im Zusammenleben mit ihrer Freundin N. findet S. Sicherheit in emotionaler und materieller Hinsicht, mit dieser Freundin teilt sie alles, das Brot, das letzte Geld, vgl. 4.3.9 .Sie gibt diese Sicherheit auch nicht auf, als sie an die Grenzen des Teilens stößt und feststellt, dass ihrer Freundin der gleiche Mann gefällt vgl. 4.5.2. Sie löst die Konkurrenz, indem sie zurücksteckt und entscheidet sich für die Beziehung zu ihrer Freundin, die ihr wie eine Schwester ist und mit der sie in Wien einige Jahre zusammen lebte.

„Ich bin seit 2000.- na schon länger, seit 98 mit ihr befreundet (...) ich hab mit ihr auch zusammen gewohnt, 2 Jahre hier in Wien, diese ersten 2 Jahre, die ich da war, die hat mich bei allem unterstützt, sie ist auch 2 Jahre älter, ich mein 2 Jahre ist nicht so viel Unterschied aber manchmal hilft das wirklich sehr, sie war wie eine große Schwester für mich“ (IS Bild 2Abs.2).

Diese Freundin ist ihr in den ersten Jahren in Wien ein Familienersatz. Schwester zu sein bzw. haben bedeutet Ressourcen zu teilen und einander Unterstützung und Sicherheit zu geben.

4.4.9 Materielle Unterstützung durch die Eltern

S. nimmt Unterstützung der Eltern an, braucht sie auch, möchte aber gleichzeitig zu ihrer Selbstständigkeit beitragen:

„Ich möchte auch nicht, also, finanziell, meinen Eltern, so eine große Belastung sein, weil ich bin eh schon 21 und die müssen mir die Schule zahlen und die Miete, dann noch ein Taschengeld, das wär zuviel, meine Handyrechnung, Versicherung, was ich hab, da is viel gscheiter, wenn ich das alles. die könnten sich das schon leisten, ja aber, ich möchte das nicht, sollen sie besser für die Pension aufheben oder in den späteren Jahren selber ausgeben, ich war ihnen eh schon, bis jetzt eine große Last“ (IS Bild 4 Abs.2).

Sie betont, dass es an den guten finanziellen Möglichkeiten der Eltern liegt, die sich die Unterstützung ihrer Meinung nach leisten können. Im Unterschied zu H.s Eltern sind Vater und Mutter berufstätig, zu der Zeit des Interviews allerdings nur mehr die Mutter, da der Vater durch den Konkurs der Firma arbeitslos wurde. In H.s Familie arbeitet nur der Vater. H. ist sehr stolz, dass er seine Wohnung aus eigenen finanziellen Mitteln leisten konnte:

„Das ist das Eigene, was ich bis jetzt mit meiner eigenen Mühe erreicht hab. Ich hab mir meine Wohnung selber eingerichtet, ich hab das Ganze selber finanziert, ich habe viele Freunde, denen ihre Eltern unterstützt haben, aber ich bin vielleicht einer der Wenigen von denen, der gesagt haben, nein du ich möchte keine Unterstützung von meinen Eltern haben oder von meinen Geschwistern, ich möchte alles selber erreichen im Leben, mit meiner eigenen Mühe, mit meinem eigenen Streben, und ja ich bin heute stolz darauf, dass ich das Ganze selber gemacht hab“ (IH Bild 4 Abs.13).

Finanzielle Unterstützung durch die Eltern ist nicht selbstverständlich und wird unterschiedlich in Anspruch genommen. Materiell auf eigenen Füßen zu stehen – zu mindest teilweise- wird als wichtige Leistung gesehen.

4.4.10 Krankheit - Unsicherheit in Psyche und Körper

S. erzählt, dass sie den Aufbaulehrgang für Tourismus und Management in Wien, im 1. Bezirk am Judenplatz gemacht hat und diesen nach eineinhalb Jahren nach längerem Krankenhausaufenthalt abgebrochen hat.

„Aus gesundheitlichen Gründen hab ich dann aufhören müssen, weil ich war dann ein Monat im Krankenhaus, wegen meinen Kreislauf und (lacht) mir ist´s einfach nicht gut gegangen dann kamen die ersten fünfser, dann die ersten Nichtbeurteilungen in den Fächer und dann hab ich mir gedacht das ist nichts für mich, ich geh lieber arbeiten“ (IS Bild 3 Abs.7).

In der Schule bekam sie schlechte Noten und Nichtbeurteilungen und sie dachte dann, dass diese Ausbildung nichts für sie wäre; Sie bekam offensichtlich aus ihrer unmittelbaren Umgebung und auch aus der Schule nicht die Unterstützung, die es ihr ermöglicht hätte, die Ausbildung abzuschließen. Hier zeigt sich wieder dieses brüchige Muster, das im Interview mit S. immer wieder auffällt. vgl. 4.1.9.2 , 4.3.4. S. und 4.1.7 .Nach dem Interview erzählt S noch, dass sie wegen psychischer Probleme im Krankenhaus war. Möglicherweise fiel es ihr schwer, ähnlich wie in dem Interview diese psychische Komponente klar zu legen, was es auch für die Umgebung schwer machen kann, adäquat zu reagieren.

4.4.11 Solidarität mit dem Schwächeren

S. erzählt eine Begebenheit, die sie als Zeugin vom Fenster ihres Hauses in NÖ erlebte: Bei einem Polizeieinsatz wurden zwei Männer, angeblich russische Mitglieder einer Diebsbande, mit Waffengewalt festgenommen und in der Folge am Asphalt liegend festgehalten

„das war (...) überhaupt das erste Mal, dass ich jemanden gesehen hat, der auf jemanden anderen schießt (...) sie haben ihn auch getroffen, die sind dann 2 Stunden lang, also die 2 Diebe, am Asphalt, also am kalten Asphalt gelegen, (...) echt heavy, seitdem hab ich auch Angst vor Polizisten, das ist so gemein, auch wenn das Diebe sind“ (IIS Bild 1 Abs.12).

Für sie haben auch Menschen, die Gesetze übertreten, Anrecht auf menschliche Behandlung durch die Polizei. S. zeigt sich damit auf Seiten der Schwächeren. Auch wenn diese sich nicht der Norm entsprechend verhalten, möglicherweise sogar schuldig sind, dürfen die Mächtigeren, in dem Fall die Polizei, ihre Macht nicht missbrauchen und die Sicherheit in Form von Leben und Gesundheit gefährden.

4.4.12 Sicherheit durch gesellschaftliche Anerkennung

Für den dritten Gesprächspartner nimmt die gesellschaftliche Anerkennung der Muslime in Österreich im Interview einen zentralen Raum ein. Dass es dabei auch um einen Aspekt der Sicherheit geht, lässt sich zum Beispiel dort herauslesen, wenn er von Zeichen spricht, die von Politikern, in dem Fall vom damaligen Parlamentspräsidenten Kohl gesetzt werden.

„Kohl, damals noch Nationalratspräsident, unter anderem, der zu unserer 10 Jahresfeier gekommen ist, noch dazu wenn diese Jugendorganisation eine muslimische Jugendorganisation ist, denk ich mir, setzt schon Zeichen“ (IAH Bild 2 Abs1).

Wenn ein politischer hoher Repräsentant eine Organisation besucht, so ist das ein Zeichen von Anerkennung. Diese Anerkennung steht im Spannungsfeld zu Diffamierungen vgl. 4.3.2, in denen Muslime auch schon unter Terrorverdacht kommen, also verdächtigt werden, terroristisch tätig zu sein. Es braucht schon sehr viel gesellschaftliche Anerkennung, um die gesellschaftlichen Diffamierungen ausgleichen zu können. AH. nimmt auch Bezug auf populistische Politiker, die Muslime verunglimpfen, um daraus politisches Kapital zu schlagen.

„Wenn ich mich an, an, an Aussagen von Politikern erinnere, wie „Der Islam ist in Österreich artfremd - “ (...) neben einem Plakat von Strache (...) „daham statt Islam“ – “ (IAH Bild 4 Abs.1).

Menschen muslimischer Religion könnten aus diesen Aussage herauslesen, dass sie in Österreich unerwünscht sind. In dem Land, in dem man lebt aufgrund der Religion von einigen Teilen der Gesellschaft nicht erwünscht zu sein, verunsichert und macht es schwierig sich zugehörig zu fühlen. Klare Worte und Taten von politischen Repräsentanten, die solchen Aussagen widersprechen, können ein Gegenmittel sein.

4.4.13 Zusammenfassung

Die drei InterviewpartnerInnen kommen aus drei unterschiedlichen sozialen Familiensituationen. Sie erzählen daher über sehr unterschiedliche Aspekte des Bedürfnisses nach Sicherheit. Der Gesprächspartner, der aus einer Familie mit einem alleine verdienenden Vater stammt, beschreibt Armut und das Bestreben nach materieller Sicherheit am deutlichsten. Er ist es auch, der erzählt, in welcher Weise strukturelle exkludierende Bedingungen der österreichischen Gesellschaft ihn daran gehindert haben über den Bildungsweg weitere Sicherheit und sozialen Aufstieg zu erreichen. Inklusion in die Systeme der Aufnahmegesellschaft hingegen gibt Sicherheit und vermittelt ein Gefühl der Zugehörigkeit. Der Wechsel des Lebensraumes und der damit verbundenen Beziehungsveränderung bringt Unsicherheit mit sich und wirft die Frage auf, wie neue Beziehungen einzuschätzen seien. Der Wert von guten Beziehungsnetzen wird bewusst wahr genommen, besonders auch dann, wenn sie fehlen. Für die zweite Interviewpartnerin steht Sicherheit bzw. Unsicherheit vor allem in Zusammenhang mit ihrem Leben in ihrem Beziehungsnetzwerk. Der dritte Interviewpartner bringt politische und gesellschaftliche Anerkennung mit Sicherheit in Verbindung.

4.5 Genderaspekte

Gender ist eine wichtige Identitätskategorie vgl. 2.1.4. Das Selbstverständnis hinsichtlich der eigenen Geschlechterrolle und das Leben als Frau und als Mann zu gestalten, ist ein wichtiges Thema, das sich in allen drei Interviews widerspiegelt.

4.5.1 Mann sein und der männliche Freundeskreis

H. beschreibt sich in seinem Freundeskreis als coolen Typ, mit dem es lustig war, der immer Witze gemacht hat.

„Ich meine mit mir haben sie eh immer Spaß gehabt, ich war eh immer der Lustige von den allen, hab immer Witze gemacht, war ein cooler Typ“ (vgl. IH Bild 4 Abs. 9).

H. erzählt, dass viele seiner Freunde, 60-70 % meint er, wegen Gewaltdelikten und Drogen ins Gefängnis gekommen sind.

„Was meine Freunde betrifft, was sich später auch wirklich gezeigt hat ist, dass die meisten Menschen recht gehabt haben, weil 60 oder 70 % meiner äh meiner Freunde aus meiner Jugend oder aus meiner Kindheit sind jetzt im Knast drinnen, leider Gottes, sei es Raub, Körperverletzung, Kokain und solche Sachen“ (IH Bild 4 Abs.7).

Nach H´ s Erzählung zu schließen, fanden diese Jugendlichen eine Art von Wirksamkeit, verknüpft mit Gruppenzugehörigkeit, die sie gleichzeitig mit dem Gesetz in Konflikt brachte. Und es war uncool dabei nicht mit zu machen.

„Ich hab immer gesagt nein, also Joint und solche Sachen, Zigaretten rauch ich schon! Und na ich war halt nicht der coole Typ für die, weil ich nicht das gemacht habe, was sie gemacht haben.“ (IH Bild 4 Abs.10).

Wie schon an anderer Stelle beschrieben, entscheidet sich H. diese Freunde, mit denen er aufgewachsen ist, zu verlassen vgl. 4.1.5.

4.5.2 Frau sein und die beste Freundin

Für S. ist ihre Freundin N. von zentraler Bedeutung für ihr Leben.

„Jaaa, auf diesem Foto sieht man meine beste Freundin, wirklich meine allerbeste Freundin, die N.“ (IS Bild 2 Abs.1).

In dieser Beziehung findet sie Sicherheit und Zugehörigkeit vgl. 4.4.8. Als sie merkt, dass ihre Freundin in den gleichen Mann verliebt ist, wie sie selbst, löst sie Konkurrenzsituation, indem sie den Mann dann doch nicht wollte, sie entscheidet sich für die Freundin.

„Es hätte mal was sein können zwischen uns beiden, nur damals hab ich nicht wollen, weil meine Freundin, sie auf dem Bild, einen leichten Stand auf ihn ghabt hat, oder- keine Ahnung – er hat ihr so gut gefallen, deshalb hab ich mir dacht, eine Freundin ist mir viel wichtiger als wie ein Mann“ (IS Bild 2 Abs.5).

Als N. wegen ihrer Heirat nach Deutschland zieht, erlebt S. wieder einen räumlichen Abschied und damit eine Beziehungsunsicherheit, die sie nur schwer fassen kann.

„Also, sie hat geheiratet, ist dann nach Deutschland gezogen und (lange pause), ich spür so richtig, dass sie jetzt eigentlich schon weg ist, weil im Sommer war es noch nicht, hab ich’s noch nicht realisiert und erst jetzt, an meinem 21.Geburtstag, am Montag hab ich so richtig gemerkt, eine Person in meinem Leben fehlt“ (IS Bild 2 Abs.5).

4.5.3 Liebe und Partnerschaft

H. hat seine Frau auf der Uni kennengelernt, als er versuchte dem Zwang der Eltern zu entkommen, indem er mit Orientalistik ein zweites Studium neben Jus begann. vgl. 4.3.4 Während bei StudentInnen der Aufnahmegesellschaft dem Beginn einer Liebesbeziehung eher selten die Heirat folgt, scheint das bei H. selbstverständlich. Es ist anzunehmen, dass die moralischen Werthaltungen der Familien und der Umgebung es nicht ermöglicht hätten, ein Liebesleben ohne Trauschein zu führen, H. erzählt im Kapitel 5.3.2. über seine Erfahrung in der Nachbarschaft, als ihm nachgesagt wurde, dass er die Tochter der Nachbarin „anmacht“ und in der Folge auch befürchtet seinen guten Ruf zu verlieren.

„genau da war irgendwas mit der Tochter von der Nachbarin, ich hab nichts gemacht, aber man hat mir halt vorgeworfen, dass ich sie halt beleidigt und halt pf na wie soll ich sagen na? Na wie sagt man da, angemacht hab, obwohl ich gar nicht dabei war“ [IH Bild 4 Abs. 6].

H. hat also mit der Heirat ziemlich sicher den Erwartungen der Umgebung entsprochen, wie ein Liebesleben zwischen Mann und Frau gestaltet werden muss. Es war für ihn wichtig zu heiraten, doch damit gerät er in ein großes Dilemma, da er - durch die schwierigen Rahmenbedingungen vgl. 4.4.3 - nicht in der Lage ist, seine Rolle als Ernährer der Familie zu erfüllen. Er musste also, um die Existenz seiner jungen Familie zu gewährleisten, aufgeben, was ihn jahrelang motiviert hatte und Sicherheit gab. Er musste sich von seiner Bildungslaufbahn trennen, von seinem Wunsch einen Beruf auszuüben, der ihm wirklich Spaß macht.

„Ich möchte einen Job ausüben, wo ich wirklich meinen Spaß hab, wo ich nicht nach Haus komm und meine Gattin halt, die ist zu Hause niederfäul, weil es mir in der Arbeit schlecht geht, aber hätt ich meinen Traumjob gehabt, würde mir das nicht passieren“ (IH Bild 3 Abs. 15).

Es ist ihm im Beruf das subjektive Wohlfühlen wichtig und er sieht es in engem Zusammenhang zu der Beziehung zwischen ihm und seiner Frau. Er hat die Vorstellung, dass Zufriedenheit im Berufsleben den Mann freundlich gegenüber seiner Frau sein lassen. Doch er muss sich für seine Familie nicht nur von der Idee des Traumjobs trennen, um genug Platz in der Wohnung zu bekommen muss er seinen gewohnten Lebensraum aufgeben.

„Meine alte Wohnung, das war nur eine Einzimmerwohnung, und nachdem meine Kind, nachdem meine Tochter auf die Welt gekommen ist, war dann alles halt zu klein für mich, so von den Räumlichkeiten her, ich hab ja einen Platz fürs Kinderbett gebraucht und solche Sachen, und da hab ich einfach umziehen müssen“ (IH Bild 4 Abs.15).

Diese Entwicklung ist einschneidend, um sein Bedürfnis nach einer Liebesbeziehung leben zu können, musste er seine berufliche Zukunftsplanung aufgeben. H. erzählt über sich als Ehemann und Familienvater, als er über das Bild der U-Bahn zu erzählen beginnt. Seine Wortwahl lässt den Schluss zu, dass diese Arbeitssituation eine massive Veränderung, einen Einschnitt in seinem Leben bedeutet. H. erzählt, dass die Arbeitssituation seine finanzielle Situation verändert hat, dass er dadurch seine Familie ernähren kann, was ihm davor, als Student, nicht gelungen ist vgl. auch 4.3.8 und 4.4.4

„Die U-Bahn hat mich wirklich, was meine Persönlichkeit betrifft und meinen Lebensstandard betrifft, wirklich sehr geändert, damals hab ich noch studiert gehabt und ich hab ein sehr geringes Einkommen gehabt, womit ich meine Familie, ich bin ja auch noch verheiratet, hab eine Tochter, nicht wirklich richtig so ernähren konnte, ich hab dann auch eine zeitlang versucht zu studieren, was ich nicht geschafft hab aber na Gott sei Dank hab ich später mich bei den Wiener Linien beworben, die haben mich aufgenommen und seitdem her hab ich ein gutes Einkommen, einen besseren Lebensstandard“ (IH Bild 3 Abs.19).

H. gibt seine Träume vom Studium nicht ganz auf, er entwickelt mit seiner Frau eine Zukunftsvision, in der beide studieren.

„Meine Frau, die studiert jetzt weiter, und ich schau, dass ich sie halt irgendwie fördere und ihr finanziell Unterstützung leiste. Und wir haben das halt so vereinbart (lächelt), dass sie ihr Studium zu Ende bringt, dass sie dann halt mich irgendwie fördert, und dass ich halt dann in Zukunft weiterstudieren kann“ (IH Bild 3 Abs.11).

Dieses Zitat zeigt, dass sich H. als Ehefrau eine Partnerin gesucht hat, die, wie er den akademischen Bildungsweg eingeschlagen hat und diesen nun im gegenseitigen Einverständnis weiter geht, während er, zuerst einmal seinen Traum zurücksteckt. Das zeugt, zumindest in diesem Fall, von einer partnerschaftlichen Lebensgestaltung. Im Interview mit H. gibt es jedoch eine Stelle, die vermuten lässt, dass Frauen in seinem Leben und in seinem Weltbild eine Randstellung einnehmen. Im 4. Bild, das seine Wohnung zeigt, beschreibt er seine Gewohnheiten, nachdem er von der Arbeit nach Hause kommt.

„Natürlich red ich ein bisschen mit meiner Familie, spiel ich mit der Tochter ein bisschen.

I: ist das das Bild von deiner Tochter?

H: genau, das is...(kurze Pause) eigentlich wollt ich meine Familie auch fotografieren und leider sind sie jetzt nicht da. Sie bedeuten mir sehr viel, meine Tochter, meine Frau, meine Eltern, ihre Eltern“ (IH Bild 4 Abs.2).

Er erzählt, dass ihm seine Tochter und seine Frau sehr viel bedeuten, er erzählt jedoch nicht mehr über sie. Im gesamten Interview nehmen seine Frau und seine Tochter eine Randposition ein, obwohl sie der Auslöser für massive Veränderungen in seinem Leben sind. Diese Randposition der beiden Frauen im Interview scheint

aber keine Geringschätzung zu sein. Im Gegenteil: es zeigt von Wertschätzung, gegenseitiger Anerkennung und Partnerschaftlichkeit, wenn er von dem „deal“ erzählt, einander gegenseitig so zu unterstützen, sodass schließlich beide ihr Studium fertig machen können. H. entspricht also den Vorstellungen der Familie und der Community, wenn er heiratet. Olcay (Wien 2007) meint, dass in der türkischen Tradition zur „Karriere“ des Mannes, nach der Beschneidung und dem Militärdienst, die Heirat und Familiengründung als krönender Abschluss dazu gehört. Dieser Schritt erfüllt damit sein Bedürfnis nach Sinn und nach Zugehörigkeit. Verheiratet zu sein bedeutet ein hohes Maß an Beziehungssicherheit der Frau und dem Kind gegenüber und es bedeutet gesellschaftliche Anerkennung. Die finanzielle Sicherheit als Familienvater bekam er erst durch die Arbeit bei den Wiener Linien. Wenn er stolz über die Wohnung erzählt, die er aus eigenen Mitteln eingerichtet hat, dann zeigt das große Zufriedenheit mit seiner Wirksamkeit. Er ist in der Lage für sich und seine Familie ein ansehnliches Zuhause zu schaffen. Zur Krise kam es, als er als Student, Ehemann und Vater versucht hat sowohl zu studieren, als auch zu arbeiten. Da entstand eine multiple Problemlage unter anderem dadurch, dass er eine ausländische Staatsbürgerschaft besitzt und durch die Studienbeiträge vgl. 4.3.6 die finanzielle Last noch größer wurde. In dieser Krise gab es keine Unterstützung. Von Seiten der Herkunftsfamilie konnte es keine Unterstützung geben, da diese selbst wenig finanzielle Möglichkeiten hatte. Von Seiten des Staates fehlt es an Anerkennung und Inklusion in das Wissenschaftssystem.

HA erzählt noch weniger als H. von seinem Leben mit seiner Ehefrau. Nur in den Fragen zum Zusatzprotokoll gibt er an, dass seine Frau aktuell die HAK - Matura nachmacht. Das lässt darauf schließen, dass Ausbildung und Berufstätigkeit der Frau, ähnlich wie bei H. ein wichtiger Teil der Lebensplanung und Lebensgestaltung ist. AH erlebte seinen Vater sehr autoritär, was ihn zu heftigen Konflikten mit ihm brachte vgl.4.3.4. Wahrscheinlich entsteht in ihm auch daraus die Motivation, selbst nicht traditionell patriarchal zu sein und er ist sich diesbezüglich sehr sicher, dass ihn auch seine Frau partnerschaftlich erlebt vgl. 4.5.4

Für S. ist die Beschreibung ihrer Liebesbeziehung zentral, sie stellt sogar fest, dass die Überschrift ihres Lebens „H....“ heißen sollte, wobei sie offensichtlich die Worte

Überschrift und Unterschrift verwechselt, was auf eine starke Verbundenheit hinweist.

„Ich habe diese Ecke ausgesucht von dem Lokal, weil ich , wie gesagt, früher, wie ich immer da war, liebend gern da gessen bin, stundenlang, mit ihm, (pause) ich glaub sie sollten unter der Unterschrift nur H. hinschreiben und das hat sich “ (IS Bild 4 Abs.4).

Für S. ist die Liebesbeziehung schwierig, vgl. 4.3.5 und widersprüchlich. Es ist für sie ein unvergesslicher wunderschöner Abend, als sie eine langersehnte Liebeserklärung bekommt, selbst wenn der Mann gleichzeitig sagt, dass eine Beziehung trotzdem nicht möglich sei.

„Es war ein schöner Abend, und unvergesslich und da hat er mir auch zum ersten Mal gesagt, dass er mich liebt, aber dass es trotzdem nicht geht. Das ist viel schlimmer als wenn ein Mensch dich nicht liebt“ (IS Bild 2 Abs. 11).

Möglicherweise befindet sich S. und auch der Mann, in den sie verliebt ist, in einem Spannungsfeld von traditionellen und emanzipierten Beziehungsbildern. S berichtet, dass sie sich mit einem anderen Mann traf, um diesen kennenzulernen, was für den Mann, den sie eigentlich begehrte, ein Beziehungshindernis darstellt, auch, weil er ein Freund jenes anderen Mannes ist vgl. 4.3.3. Möglicherweise ist es ein traditionelle Wert, eine Frau nicht als Partnerin zu wählen, für die sich schon ein Freund interessiert hat. Möglicherweise ist wichtiger, der Tradition zu entsprechen, als dem Liebesgefühl zu dieser Frau nachzugeben. Für S. ist das eine massive Kränkung.

„Tagelang, stundenlang sind ma da gessen, also nicht tagelang durch, sondern, um irgendwie auf einen grünen Zweig zu kommen, aber (pause) ist uns nicht gelungen, bis jetzt, er kann sich selbst einfach nicht überwinden und sagen, es ist mir egal, und ich kann ihm das glaub ich, auch nur schwer verzeihen, wenn er auch wollen würde“ (IS Bild 4 Abs. 4 und 5).

S. möchte mit dem Menschen zusammen leben, den sie liebt und der sie liebt, daher kann sie die aktuelle Situation, dass der Mann noch dazu eine andere Freundin hat, nicht verstehen und auch nicht bewältigen. Sie schildert eine Beziehungsverwirrung:

„Da er jetzt eine Freundin hat, von der er sich auch nicht trennen kann, keine Ahnung warum, weil so einfach kann er sich von ihr nicht trennen, wofür denn auch, wenn's mit mir eh nicht geht, dann soll er zsmmm bleiben mit ihr. Aber mit einem Menschen zusammenzuleben, den man nicht liebt, wie das ist, das kenn ich nicht und darüber soll er sich Gedanken machen, nicht ich.“ (IS Bild 2 Abs.17).

Im Laufe des Interviews entsteht ein Beziehungsbild, das sehr kompliziert und verstrickt ist. So wie S. die Beziehungsgeschichte erzählt, erscheint ein „happy end“ eher unwahrscheinlich. In gewisser Weise präsentiert sich S. als selbstbewusste und

„moderne Frau“, die mit dem Mann, den sie liebt, in traditionellen Beziehungsvorstellungen gefangen ist.

4.5.4 Das andere Geschlecht

In Hs. Erzählung über sein Leben in Wien kommen, außer der kurzen Passage zu seiner Frau und seiner Tochter vgl. 4.4.4 und 4.5.3 als einzige weibliche Personen nur die Tochter der Nachbarin und die Nachbarin, mit denen es einen Konflikt wegen der Anmache gab vgl. 4.5.3., vor. Die Mutter ist nicht extra erwähnt worden, sondern ist unter dem Begriff Eltern subsumiert. H. hat keine Schwestern, sondern nur Brüder, er erzählt von männlichen Freunden und Arbeitskollegen. Es stellt sich daher die Frage, inwiefern H. wenig Alltagserfahrung mit Frauen hat, und ob möglicherweise die Interviewsituation mit einer Frau ungewohnt ist. Das könnte ein Grund sein, warum sowohl er als auch der zweite männliche Interviewpartner kaum über ihre Liebesbeziehungen erzählen. Dazu kommt, dass die Grenzen der Intimität möglicherweise andere sind, als in der Aufnahmegesellschaft, in der Liebe und Sexualität öffentlich besprochen werden können. S. jedoch erzählt in ihrem Interview sehr viel vom Sazlehrer, Geschäftspartner und Chef, der gleichzeitig auch der Mann ist, in den sie verliebt ist, der für sie zentral ist.

„Seit einem Jahr eben bin ich in dem Kurs von H., dem jungen Mann, ja es geht sehr gut voran, aber ich hab nie die Zeit zum üben, wegen der Schule und wegen der Arbeit, aber Hauptsache ich sehe ihn 1x in der Woche fix, beim Kurs (lachend), verrückt, jetzt wird mir bewusst, dass sich alles nur um ihn dreht“ (IS Bild 3 Abs. 3).

Sie erzählt in verschiedenen Interviewpassagen von männlichen Familienmitgliedern, Vater, Brüder, Onkel, Großvater, und sie hat einen großen Freundes- und Bekanntenkreis, zu dem sowohl männliche, wie weibliche FreundInnen und Bekannte gehören. S scheint ein ausgewogenes Verhältnis zu Männern und Frauen zu haben.

„Ein Freund von uns hat ein türkisches delightment gemacht und das war auch die Abschiedsfeier von meiner Freundin, die ich organisiert habe für sie und alle ihre Freunde, Cousins, Cousinen, Bekannte und Verwandte, alle eingeladen hab“ (IS Bild 2 Abs.9).

Wenn AH von Frauen erzählt, dann fällt auf, dass er immer wieder über ihre Stärken berichtet, die oftmals im Widerstand gegen patriarchale Strukturen entstehen. Die Schwestern haben sich gegen den traditionellen Vater zur Wehr gesetzt. Sich selbst sieht er im Unterschied zu seinem Vater nicht patriarchal eingestellt.

I: also du bist kein Patriarch?

A: (großes lachen) nein, ganz und gar nicht, nein, nein
I: deine Frau würde das auch so sagen?
A: absolut sicher
I: und bei deinen Eltern, wenn dein Vater noch sehr traditionell war, würdest du das auch sagen?
A: (lange Pause) , wie soll ich das jetzt sagen...jetzt würde er es auf jeden Fall anders machen, er hat's teilweise versucht, sag ich mal, aber meine Schwestern haben ihm nicht allzu viel Freiraum gelassen
I: deine Schwestern haben sich auf ihre eigenen Füße gestellt?
A: Ja (IAH Bild 3 Abs.1).

Als der Vater die Familie nach Ägypten zurück schickt, geht die Mutter mit den 5 Kindern zuerst wieder nach Kairo, jedoch nach einem Jahr ist der familiäre Widerstand, offensichtlich so groß, dass die Mutter mit den Kindern nach Wien zurückkehrt, der Vater muss sich fügen.

„Ich bin auf eines noch neugierig, weil du das gesagt hast, wie wir beim ersten Treffen gewesen sind, nämlich, dass dein Vater euch mal nach Ägypten zurück geschickt hat und dann
A: genau, aber das hat nicht funktioniert, wir sind wieder zurück gekommen
(...)
I: wollte dein Vater dann auch nach Ägypten zurückgehen?
A: ja er wäre dann zurück nach Ägypten
I: und deine Mutter ist mit euch gegangen?
A: genau, ja
(...)
dein Vater musste das dann akzeptieren, sowie ich das verstanden habe
A: ja
I: dass ihr zurück kommt
A: mhm (IAH Bild 4 Abs.3).

Auch diese Interviewpassage lässt den Schluss zu, dass zwar der Vater die Mutter mit den Kindern nach Ägypten geschickt hat, aber offensichtlich die Mutter sich, gemeinsam mit den Kindern, durchgesetzt hat, wieder nach Wien zurück zu kehren. AH. nimmt in seinem Interview auffällig oft für die Rechte der Frau Stellung. Die Anerkennung und Unterstützung für Frauen, die der muslimischen Religionsgemeinschaft angehören und die Förderung ihrer Weiterbildung durch das Frauenministerium sind ihm wichtig,

„Das ist eben eine Bildungsoffensive für muslimische Mädchen, hat 2005 angefangen eben auch mit Unterstützung auch von der Rauch-Kallat, die hat ziemlich viel mitgeholfen, eben vom Bundesministerium finanziert, das war die Abschlussfeier, ja das Projekt hat sich jetzt weiter, also es findet jährlich statt, wo es eben nicht nur um die, um die unterdrückten, muslimischen Frauen geht, die in patriarchalen Systemen zuhause unterdrückt werden, sondern, wo sie in ihrer Entwicklung eben unterstützt werden“ (IAH Bild 3 Abs.1)

Aus muslimischer Sicht ist es ihm ein Anliegen, dass Frau und Mann gleichberechtigte PartnerInnen sind und er erzählt von der Stellung der Frauen zur Zeit des Propheten, von ihrer Berufstätigkeit und ihrem gesellschaftlichen Einfluss. Er hält es für unmöglich die Unterdrückung der Frauen auf den Islam zurückzuführen,

und meint, dass sehr viele Stellen im Koran die Gleichberechtigung der Geschlechter belegen.

„Also in der Anfangszeit vom Islam, wo der Prophet sozusagen noch gelebt hat, war es überhaupt nicht so, es hat eine, es hat sehr viele Frauen gegeben, die eine positive Position gehabt haben und die gearbeitet haben und alles mögliche, alle möglichen Freiheiten gehabt haben, und deswegen ist es, ist es, ist es in Wirklichkeit unmöglich das Ganze, was passiert immer auf den Islam zurück zu führen (...) da gibt's (...) im Koran auch sehr viele Stellen, eben die, die sagen eben auf die Gleichberechtigung, die Gleichstellung von Mann und Frau hinweisen“ (IAH Bild 3 Abs.2).

HA distanziert von der häufig getroffenen Zuschreibung, dass die Unterdrückung von Frauen für den Islam charakteristisch ist. Er weist Beschuldigungen zurück, dass er aufgrund seiner muslimischen Religionszugehörigkeit Frauen unterdrückt. Indem er sagt, dass das die Gleichstellung von Mann und Frau ein allgemeines Thema ist, gibt er die Verantwortung für dieses Thema an die Gesamtgesellschaft zurück.

*„J: Wieso ist denn dir das jetzt wichtig, diese Gleichstellung von Mann und Frau- als Mann- (...) was würdest du sagen, was ist da der Bezug zu dir als Mann?
AH. ich mein die Vorurteile, die existieren, die sind ja, die richten sich gegen die Muslime an sich, d.h. wenn, wenn jemand behauptet, dass im Islam die Frau benachteiligt wird, dann ist das ja auch auf mich zurückzuführen, dass ich als Mann der Meinung bin, dass Frauen- und es ist ja eigentlich ein Thema, das das nicht nur bei Muslimen herrscht, sondern es ist ein allgemeines Thema, das ziemlich aktuell ist“ (IAH Bild 3 Abs.2).*

4.5.5 Zusammenfassung

Die beiden männlichen Interviewpartner sind in den verschiedenen Genderaspekten, die sie ansprechen, nach außen orientiert. Bei H. ist das Inkludiert -Sein in das System der Gemeinde Wien als Bewohner einer Gemeindewohnung und als Fahrer bei den Wiener Linien eine wichtige Voraussetzung, um seine Rolle als Ehemann und Familienvater erfolgreich auszufüllen. Für AH ist es wichtig, dass der gängigen öffentlichen Meinung, dass Frauen im Islam unterdrückt seien, und der damit verbundenen doppelten Abwertung, durch Partizipation in den offiziellen Jugendvertretungsstrukturen und durch Inklusion in ministerielle Bildungsförderschienen von Seiten der Aufnahmegesellschaft ein Gegentrend gesetzt ist. Dieser ermöglicht es auch ihm als demokratisch und partnerschaftlich orientierten muslimischen Mann von der Aufnahmegesellschaft Anerkennung zu bekommen. Beide Männer sind sehr sparsam was die Beschreibung der Innensicht, also ihre Beziehungssituation in der Partnerschaft betrifft. Beide leben in Ehebeziehungen, haben ihre Partnerschaften durch die Heirat von Seiten der Gesellschaft anerkennen lassen. Im Gespräch mit der weiblichen Interviewpartnerin kommt eine gesellschaftliche Perspektive kaum vor, bezogen auf ihre Frauenrolle

sind ihr vor allem ihre unerfüllte Liebesbeziehung und ihre Beziehungen zu Freundinnen wichtig. Insofern könnte sich hier eine gängige Aufteilung der Geschlechterrollen widerspiegeln, in der die männliche Perspektive auf die Außenwelt und die weibliche Perspektive nach innen auf die Gestaltung des Beziehungslebens gerichtet ist.

5 Konsequenzen für die Soziale Arbeit

„Die Anzahl der Möglichkeiten vermehren“

Die Berufsgruppe der SozialarbeiterInnen, die professionell am „Bindegewebe“ der Gesellschaft arbeitet, ist oftmals dort gefordert, wo Unterstützung zur sozialen Integration notwendig wird und zwar sowohl, wenn es um die Inklusion in die zentralen Bereiche der Gesellschaft geht, die generell das Kriterium zur Einschätzung von Integration schlechthin darstellt, als auch wenn es um die lebensweltliche Integration geht, um das Integriert- sein in der Familie, im Freundeskreis, in soziale Netzwerke und Milieus (Kleve 2000: 45-47). Das betrifft grundsätzlich jedes Gesellschaftsmitglied. Soziale Arbeit im Kontext Migration soll daher über Besonderheiten der Lebenssituation von Zuwanderern und deren Folgegenerationen informiert sein und diese Besonderheiten erkennen, um ein adäquates darauf bezogenes Handeln zu gewährleisten. Gleichzeitig ist Gleichbehandlung und Gleichstellung mit autochthonen Bevölkerungsgruppen wichtig. Das bedeutet sowohl ein spezifisches Wissen, vor allem aber eine soziale Kompetenz, die in der persönlichen und professionellen Haltung und Kommunikation spürbar wird. Der ethische Grundsatz Heinz von Försters „Handle stets so, dass sich die Anzahl der Möglichkeiten vermehren“ (Förster 2008: 36), könnte ein gutes Handlungsparadigma für soziale Arbeit im Interkulturellen Kontext darstellen.

5.1 Orientierungshilfen: Information, Beratung und Begleitung

In den Interviews werden einige Informationsdefizite, z.B. im Bildungsbereich, erkennbar, vor allem aber wird bei jedem der InterviewpartnerInnen das Bedürfnis spürbar mit dem wahrgenommen und anerkannt zu werden, was der jeweiligen Person wichtig ist. Auch darin konnte in den Interviews zum Teil ein massives Defizit sichtbar werden. Für die Soziale Arbeit bedeutet das z.B. um die Sensibilität von Abschieds- und Ankommensprozessen und damit von Übergängen und

Veränderungsprozesse insgesamt Bescheid zu wissen. Das könnte zu einem vermehrten Angebot an die Altersgruppe der 18- 25 jährigen der zweiten Generation führen. Orientierungshilfen verschiedenster Art wären gefragt rund um die Themen Bildung, Arbeit, Wohnen, Geld, Partnerschaft, Partizipation, Ethik und Religion, wobei Orientierung sowohl Information als auch Beratung und Prozessbegleitung bedeutet. Beratung und Prozessbegleitung wiederum sollte in einem Wissen um multiple Zugänge zur eigenen Identität erfolgen, in einem Wissen um das „Sowohl-als auch“, wie es zum Beispiel im Tetralemmamodell beschrieben ist (Varga von Kibéd: 2005: 75-94). Kompetente Beratung und Prozessbegleitung nimmt Bezug auf die verschiedenen Formen des „Pendelns“ vgl. 4.1, gibt Unterstützung die eigenen multiplen Zugänge zu erkennen, Widersprüche und Spannungen auszuhalten und hilft bei Klärungen. Im Folgenden werden zwei Themen beispielhaft herausgegriffen und danach Konsequenzen für soziale Einrichtungen insgesamt beschrieben.

5.1.1 Information über das österreichische Bildungswesen und Begleitung der Bildungskarriere

Alle drei InterviewpartnerInnen erzählen über Brüche in ihren Ausbildungen. Die beiden GesprächspartnerInnen, die aus „Gastarbeiterfamilien“ stammen, beschreiben Situationen, die vermuten lassen, dass ihnen zu wenig Information und Förderung zur Verfügung stand. Demnach besteht ein Informations- und Förderungsbedarf, der in Schulen und Jugendeinrichtungen abgedeckt werden könnte, um eine gute Weichenstellung für die gesamte Bildungskarriere und damit für den Einstieg ins Berufsleben zu gewährleisten. Ein positives Beispiel dafür ist das „MentorInnenprojekt“ der Gemeinde Wr. Neustadt, in dem junge MigrantInnen, die die Matura in Österreich abgeschlossen haben und nun an einer Fachhochschule oder Universität studieren, Jugendliche in Hauptschulen und Polytechnischen Lehrgängen begleiten und unterstützen, mit dem Ziel in eine AHS oder BHS überzuwechseln (vgl. Folder d. MA7, Wr.Neustadt). Wichtig bei solchen Projekten, sowie bei Berufsorientierung an Schulen, ist es, die Eltern in die Beratung miteinzu beziehen. Aber auch auf den Universitäten und Fachhochschulen ist es wichtig zu überprüfen, inwieweit auf Bedürfnisse von jungen Erwachsenen aus Zuwandererfamilien nach Unterstützung und Förderung Rücksicht genommen wird. Es ist wichtig nachzuschauen, ob vorhandene Beratungseinrichtungen von Studierenden der 2.Generation ähnlich genützt werden, wie von Studierenden aus autochthonen Bevölkerungsgruppen.

5.1.2 Information, Beratung und Betreuung in Fragen der Partnerschaft

Die weibliche Interviewpartnerin erzählt von massiven Problemen in ihrer Liebesbeziehung. Würde man diesen Beziehungskonflikt analysieren, käme man wahrscheinlich auf mehrere Aspekte und Ursachen. Typisch für die zweite Generation erscheint mir jedoch das Spannungsfeld zwischen traditionellen und modernen Beziehungsideen und die Verstrickung, die daraus entstehen kann. Eine besondere Eskalationsform so eines Konfliktes sind sog. „Zwangsehen“. In Beratungsstellen, wie dem „Orientexpress“ (www.Orientexpress-wien.com , 4.9.2009) gibt es Beratung und Betreuung für Frauen, jedoch ist der Weg zu einer Beratungsstelle möglicherweise nicht so leicht. Es wäre daher wichtig, wenn niederschwellige Jugendeinrichtungen, wie Jugendzentren und aufsuchende Jugendarbeit, ihren Kontakt zu den Jugendlichen, den sie in langen Jahren aufgebaut haben, weiterhin nützen, um ihnen auch im jungen Erwachsenenalter zur Seite stehen zu können. Feministische Mädchenarbeit, Frauengruppen und Müttertreffs, vor allem mehrkulturell und mehrsprachig, könnten eine gute Gelegenheit sein, damit junge Frauen ihre Lebenssituation reflektieren und besprechen können und gegebenenfalls in Krisen professionelle Hilfe und Unterstützung naheliegender wäre.

5.1.3 Interkulturelle Öffnung der Einrichtungen und Organisationsentwicklung

Die Sensibilität - und in mancher Hinsicht auch Fragilität der zweiten Generation zu Beginn des Erwachsenenlebens - kann in den Interviews nachvollzogen werden. Aus Sicht der Sozialen Arbeit stellt sich daher generell die Frage inwiefern diese Zielgruppe in den bestehenden Einrichtungen und Projekten berücksichtigt wird. Einrichtungen der Jugendarbeit müssten überprüfen, inwiefern es Angebote für junge Erwachsene gibt bzw. welche Angebote speziell diese Zielgruppe benötigen würde. Einrichtungen, die für Erwachsene konzipiert sind, müssten ebenfalls überprüfen, inwieweit ihre Angebote von jungen Erwachsenen der zweiten Generation genutzt werden und inwiefern sie dieser Zielgruppe entgegen kommen könnten. Freise versteht unter interkultureller Öffnung, dass die „Regeldienste der Sozialen Arbeit ihre fachspezifische Kompetenz auch den MigrantInnengruppen zur Verfügung stellen“ (Freise 2005: 106). Eine Form des Entgegenkommens wäre es,

MitarbeiterInnen im Team zu haben, die ihre eigene Mehrsprachigkeit und Migrationserfahrung einbringen können. Solche MitarbeiterInnen können „gatekeeper“ Funktionen übernehmen, sie werden von Mitgliedern der MigrantInnencommunities eher als Verbündete wahrgenommen und erhalten möglicherweise einen Vertrauensvorschluss, der in der Folge hilfreich sein könnte. Angebote der Einrichtung mehrsprachig zu halten wäre eine wichtige Konsequenz. Die jungen Menschen der zweiten Generation sind sehr unterschiedlich kompetent in ihren Deutschkenntnissen, mehrsprachige MitarbeiterInnen und mehrsprachige Informationsmaterialien erweitern die Möglichkeiten, dass ein Kontakt zu KlientInnen entstehen kann und Informationen aufgenommen werden. Dabei ist es wichtig zu verstehen, dass es dabei nicht nur um die sprachliche Verständigung, sondern auch um die Anerkennung der Situation der mehrsprachigen Menschen an sich geht. Solche Überlegungen können zu einem Organisationsentwicklungsprozess führen, möglicherweise ist es wichtig Ziele, Leitbild, Personalpolitik, Regeln und Abläufe der Einrichtung zu überarbeiten und zu verändern.

5.2 Interkulturelle Kompetenz in der Sozialen Arbeit

Interkulturelle Kompetenz vgl. 2.4 ist eine Anforderung an die Professionalität von Führungskräften und MitarbeiterInnen im Feld der Sozialen Arbeit. Interkulturelle Kompetenz wird dann sichtbar, wenn SozialarbeiterInnen kulturelle Unterschiede erkennen können, andere kulturelle Hintergründe berücksichtigen und in für sie ungewohnten Kontexten selbstverständlich kommunizieren können. Dazu bedarf es der Fähigkeit den eigenen Ethnozentrismus und Ethnonationalismus (Redekop: 2002, 123) immer wieder zu erkennen und zu relativieren. Interkulturelle Kompetenz bedeutet die Vielfalt der Identitätskonstruktionen zu verstehen und zu akzeptieren und darin Chancen und Ressourcen erkennen zu können. Soziale Arbeit sollte daher Menschen darin unterstützen Wege zu finden, wie diese ihre Identitätsbedürfnisse vgl.2.2.1 in einer konstruktiven Art und Weise erfüllen können, ohne dass ihre vielfältige Identität in Frage gestellt wird.

5.2.1 Die professionelle interkulturelle Kompetenz erweitern

SozialarbeiterInnen sollten in Fortbildungen die Möglichkeit gegeben werden, ihre interkulturelle Kompetenz zu erweitern. In vielen Berufsgruppen werden Seminare und Lehrgänge dann besucht, wenn Überforderung und Unzufriedenheit „mit den

Ausländern“ schon sehr groß ist. Im Sinne einer qualitativ hochwertigen Arbeit sollten Fortbildungen jedoch rechtzeitig geplant und durchgeführt werden, um die MitarbeiterInnen und LeiterInnen auf Veränderungen vorzubereiten. Auch individuelle Lebenserfahrung und Auseinandersetzungen in Teams, die nach Diversitätskriterien besetzt sind, können eine Erweiterung der interkulturellen Kompetenz mit sich bringen. In Fortbildungen und Seminaren, die erfahrungsorientierte Methoden einsetzen, können Lernprozesse initiiert und unterstützt werden, die das Ziel haben Vielfalt erfahrbar zu machen und sich auf Unterschiede positiv einzustellen. Die meisten Seminarteilnehmerinnen von Fortbildungen zum Thema interkulturelle Kompetenz, so auch SozialarbeiterInnen, greifen in ihrer Weltsicht auf nationalstaatliche Sichtweisen insofern zurück. Die Meisten von ihnen halten es für selbstverständlich, dass in einem Land wie Österreich, Menschen leben, die die gleiche Sprache sprechen, die gleiche Religion und die gleiche nationale Identität haben. Und es dominiert die Identitätskonstruktion der „Ein- Deutigkeit ein Leben lang“ insofern, als noch immer gesellschaftlicher Konsens ist, dass es für „normal“ angesehen wird ein Geschlecht zu haben, einen Ehepartner, einen Beruf, einen Wohnort, eine Parteizugehörigkeit, usw. In der Auseinandersetzung mit der eigenen Identitätskonstruktion, mit der eigenen bisherigen Lebenserfahrung und in der Auseinandersetzung mit den Identitätskonstruktionen und Lebenserfahrungen von anderen SeminarteilnehmerInnen wird sogar in Gruppen, die zuerst sehr homogen erscheinen, deutlich, dass es Menschen und Lebenssituationen gibt, in denen diese identitätsbezogenen Fragen mehrere Antworten haben. Im Bereich von Partnerschaft und Familie ist es inzwischen evident, wenn wir von „Patchworkfamilien“ reden: es gibt immer öfter Kinder, die zwei Väter haben und zwei Mütter. Im Beruf ist es wichtig eine hohes Maß an Flexibilität aufzuweisen, mehrere Berufe hintereinander oder auch nebeneinander auszuüben ist keine Seltenheit, hingegen ein Leben lang in einem Beruf, bei einem Arbeitgeber zu bleiben ist eher ein Auslaufmodell. Die Konsequenz daraus ist, dass die eigene berufliche Identität komplexer wird, nicht mehr mit einem Wort erklärbar ist. Die Methode der „**Identitätsblüte**“, die die Identitätskategorien von Deym-Soden verwendet, versucht genau diesen Lernprozess zu unterstützen und Mehrdeutigkeit sichtbar und verstehbar zu machen (vgl. Deym-Soden). In diese Identitätsblüte werden im inneren Kreis die acht zentralen Kategorien aufgeschrieben, die quasi „in die Wiege gelegt“ werden, jedenfalls nicht ausgesucht wurden vgl. 2.1.4 Im Unterschied dazu werden im

äußeren Kreis die weiteren mehr oder weniger selbst entschiedenen Entwicklungen aufgeschrieben. All diese Kategorien beziehen sich auf Merkmale und Lebensumstände, die das Individuum prägen in dem Verständnis von sich selbst. Dieses Selbst-Verständnis entsteht im Wechselspiel von eigenen Impulsen und den Bedingungen der Umgebung. Es wird in dieser Methode multiple Identität sichtbar: Für viele Menschen ist es meist völlig neu, dass das, was für sie eindeutig beantwortbar ist, für andere Menschen, z.B. für Menschen mit Migrationshintergrund, mehrfach beantwortet werden muss. Damit verbunden ist eine Mehrfachzugehörigkeit zu Gruppen, selbst wenn diese Gruppen möglicherweise in Spannung oder Konkurrenz zueinander stehen. Ziel dieser Übung ist es die eigene Vielfalt und die Vielfalt der Anderen zu sehen und anzuerkennen. Vielfalt bedeutet, dass jeder Mensch viele Identitätsbausteine hat. Zuschreibungen, die sich nur auf eine Kategorie beziehen, heben diese eine Kategorie heraus und suggerieren, dass der Mensch mit diesem Identitätsmerkmal gleichzusetzen ist, obwohl es nur einen von vielen Lebenskontexten beschreibt. Oft ist damit auch ein diffamierender Sprachgebrauch verbunden wie z.B. Ausländer, Hausfrau, Behinderter, Asylant, Verbrecher, usw. Identitätskonstruktionen liegen viele unterschiedliche Ausgangspunkte zu Grunde, und verändern sich im Wechselspiel zur umgebenden Gesellschaft mit der Art und Weise, wie Identitätsbedürfnisse erfüllt werden können. Für viele Menschen bedeutet der Zugang zu multiplen Identitäten einen Paradigmenwechsel, SozialarbeiterInnen sollten diesbezüglich ausgebildet sein, da der Erfolg ihrer Arbeit unter anderem von der Empathiefähigkeit zur jeweiligen Zielgruppe abhängt, so auch zu Gruppe der jungen Menschen der 2. Generation.

5.2.2 Dialog

SozialarbeiterInnen sind in Kommunikation und Gesprächsführung ausgebildet, ihre soziale Kompetenz ist Voraussetzung für ihr professionelles Handeln. Der gleichberechtigte partnerschaftliche Dialog „auf gleicher Augenhöhe“ soll an dieser Stelle trotzdem noch einmal in den Blickpunkt rücken, da er gesamtgesellschaftlich nicht selbstverständlich ist und sich in den Interviews gezeigt hat, dass Kinder und Jugendliche der zweiten Generation unter Missachtung aufgrund familiärer patriarchaler Strukturen und gesellschaftlicher Diskriminierung leiden. SozialarbeiterInnen haben hier eine mehrfache Herausforderung: In vielen Organisationen, sowie in den gesellschaftlichen Lebenswelten sind kommunikative Fähigkeiten im Sinne der gewaltfreien Kommunikation, wie sie M. Rosenberg

(Rosenberg 2001) vorschlägt, selten. Es überwiegt, vor allem bei Spannungen und im Konfliktfall das Prinzip der Schuldzuweisung und das Ziel, die eigene Meinung und Sichtweise über die der KonfliktpartnerIn zu positionieren. Junge Menschen der Folgegeneration, möglicherweise noch dazu mit einer Verunsicherung in der adäquaten sprachlichen Ausdrucksfähigkeit tendieren dazu, sich entweder anzupassen und sich unterzuordnen oder zu rebellieren, um nicht unterlegen zu sein. SozialarbeiterInnen, die diesen Dialog führen wollen, schwimmen in gewisser Weise gegen den Strom. Sie sind aufgefordert selbst die Partnerschaftlichkeit im Gespräch einzuhalten, um den KlientInnen Respekt und Anerkennung zu zollen und ihnen somit vielleicht andere Kontakt- und Beziehungsmöglichkeiten zu zeigen, als sie gewohnt sind. SozialarbeiterInnen, die dem autochthonen Bevölkerungsteil angehören, machen möglicherweise im Konfliktfall die Erfahrung, Übertragungen seitens KlientInnen mit Migrationshintergrund ausgesetzt zu sein und als RassistIn beschimpft zu werden. Professionalität zeichnet sich in so einer Situation darin aus, den gleichberechtigten Dialog fortzuführen, die partnerschaftliche Ebene nicht zu verlassen und gleichzeitig eindeutige Grenzen setzen zu können, um sich gegen verbale Übergriffe zu schützen. Möglicherweise haben junge Menschen aus Migrationsfamilien wenig erlebt, dass „Einheimische“ auf ihrer Seite stehen vgl. 4.3.2, möglicherweise benützen sie auch die „Rassismuskeule“ als Waffe, um die vermeintliche KonfliktpartnerIn zu verletzen. In dem weit verbreiteten polarisierenden Bild von Gesellschaft, in dem zwischen „Wir“ und „Die“ unterschieden wird, sind SozialarbeiterInnen aufgrund ihrer beruflichen Situation in Machtpositionen und werden möglicherweise mit der anderen mächtigeren Seite der Aufnahmegesellschaft assoziiert. Ein erfolgreicher Dialog weicht die ausgrenzenden Zuschreibungen auf und zeigt Möglichkeiten auf, selbst Wirksamkeit zu erlangen.

5.2.3 Kultur der Wertschätzung

Wenn man die Dramaturgie der drei Interviews näher betrachtet, dann zeigt sich, dass das Interview mit S. ein Beziehungsdrama darstellt, das Interview mit H. könnte im Brecht'schen Sinn ein Lehrstück sein, über die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten als gesellschaftlicher Außenseiter eine Berufskarriere zu machen, und das Interview mit AH hat die Anstrengungen zum Thema, gesellschaftliche Akzeptanz als Mitglied einer zT. angefeindeten Religionsgemeinschaft zu erreichen. Alle drei beschreiben Krisen, die sich auf ihr Selbstverständnis - auf ihre Identität

auswirken. Vern Redekop verwendet den englischen Begriff „Blessing“ für einen Prozess in dem Menschlichkeit im Vordergrund steht und in dem durch das Verbundensein in der Menschlichkeit Identität gefunden wird (Redekop 2002: 9). Die Übersetzung des Begriffs „Blessing“ ins deutsche „Segnen“ wird im alltäglichen Sprachgebrauch sehr wenig verwendet und ist mit dem kirchlichen Segen verbunden. Ein häufiger verwendeter Begriff ist „Wertschätzung“; in pädagogischen, sozialen und therapeutischen Arbeitsbereichen spricht man inzwischen von einer „Kultur des Wertschätzens“. Soziale Arbeit mit jungen Menschen der zweiten Generation ist daher aufgefordert – im Bewusstsein der identitätsstiftenden Aufgabe – sich in wertschätzender Haltung auf die Seite der KlientInnen zu stellen und diese Kultur der Wertschätzung als verbindende humanitäre Haltung zu fördern und zu fordern. Wertschätzung, die sich auf die Person an sich bezieht, auf individuelle Fähigkeiten, auf Herkunft, Mehrsprachigkeit, gesellschaftliche Erfahrungen als Randgruppe, auf religiöse Einstellung und Verbundenheit, kann heilsam, stärkend und hilfreich sein, um für sich einen guten Platz in der Gesellschaft zu finden.

5.2.4 „STOP“ bei Diskriminierung

„Diskriminierung gehört zum Alltag von zugewanderten Jugendlichen in Deutschland. Nahezu jeder, der „anders“ aussieht oder mit ausländischem Akzent spricht, kann von Diskriminierungserfahrung berichten“ (Freise 2007:129). Vor allem die beiden Männer erzählen in ihrem Interviews von solchen gesellschaftlichen Erfahrungen vgl.4.3.2. Freise betont, dass Fremdenfeindlichkeit und Antidiskriminierung insofern aus der Mitte der Gesellschaft kommen, als Leistung, Profit und Durchsetzen immer mehr als die alles bestimmende Maxime des Handelns gesehen werden (Freise 2007:134). Soziale Arbeit muss gegen Diskriminierung einschreiten und zwar in der konkreten Situation, in der es gilt, Opfer vor sozialer Gewalt zu schützen. In der Gewaltprävention, müssen durch soziales Lernen andere Konfliktlösungsstrategien erarbeitet werden und in der sozialpolitischen Arbeit, geht es darum als Berufsgruppe auf gesellschaftliche Strukturen, die Diskriminierung verstärken, Einfluss zu nehmen (Freise 2007:78). Sicherheit und Anerkennung sind Identitätsbedürfnisse, die von zentraler Bedeutung sind. Sich diese Bedürfnisse dadurch zu erfüllen, dass andere Menschen diskriminiert werden, eröffnet eine Diskriminierungskette, die mit sehr viel Klarheit unterbrochen werden muss.

6 Conclusio

Mit Mehrfachzugängen zum Platz in der Gesellschaft

Die vorliegende Forschungsarbeit hat einige Einsichten in das Selbstverständnis von jungen Menschen der zweiten Generation gebracht. Besonders die Ergebnisse des Kapitels „PendlerInnen zwischen den Welten“ zeigen, dass, ausgehend von der Erfahrung des Pendelns zwischen zwei Orten, sich ein ganzes Kommunikations- und Beziehungsmuster des Pendelns etablieren kann. Dieser Prozess, so selbstverständlich er auch auf den ersten Blick scheint, entfaltet seine Ressource aus der Sensibilität, der durchaus auch überfordernde Erfahrungen zu Grunde liegen können. Ein guter Platz in der Gesellschaft kann nur mit und in der Pendeldynamik gefunden werden, Soziale Arbeit braucht daher ein Wissen und Verständnis um diese Mehrfachidentitäten und spezifische Angebote, die den Identitätsbedürfnissen dieser Zielgruppe gerecht werden. In einem nächsten Forschungsschritt könnte es interessant sein herauszuarbeiten, inwiefern Einrichtungen und Projekte im Feld der Sozialen Arbeit diesen Blickwinkel tatsächlich schon berücksichtigen, oder ob es noch darum geht, auch den Platz in der Sozialen Arbeit für die zweite Generation aufzubereiten. MitarbeiterInnen und Einrichtungen im Kontext der sozialen Arbeit, die auf die Bedürfnisse der zweiten Generation adäquat und qualitativ eingehen wollen, brauchen interkulturelle Kompetenz. Dies bedeutet bei MitarbeiterInnen und Leitung den Erwerb von Fachwissen (vor allem von kulturspezifischen und soziokulturellen Hintergründen) in Bezug auf die Folgegeneration und die erste Generation von Zuwanderern. Weiters bedarf es – über die Auseinandersetzung mit eigenen Identitätskonstruktionen - einer professionellen Haltung, die sowohl individuell als auch gesellschaftlich ein Konzept der Vielfalt wertschätzend anerkennt und unterstützt und sowohl situativ, als auch präventiv und gesellschaftspolitisch gegen Diskriminierung vorgeht. Interkulturelle Kompetenz von Organisationen zeigt sich dort, wo Regelungen und Abläufe den Bedürfnissen der Zielgruppe der 2. Generation angepasst werden und Projekte und Massnahmen entwickelt werden, die Orientierung und Begleitung in Übergangsprozessen anbieten. Idealerweise werden Projekte im Dialog und gemeinsam mit den Betroffenen erarbeitet, um die Wirksamkeit der Massnahmen zu gewährleisten und um jungen Menschen mit Migrationshintergrund die Möglichkeit zu geben, sich als anerkanntes und gestaltendes Mitglieder der Gesellschaft zu erleben. Soziale Arbeit braucht hier ganz besonders eine Kultur der Wertschätzung und des Dialogs, um Erfahrungen von

Missachtung und Diskriminierung entgegenzuwirken. Soziale Arbeit sollte ein Zusammenleben fördern, in dem im Anderen das „desintegrierte Andere bzw. Fremde anerkannt wird, ohne es deshalb aus der Gesellschaft auszuschließen, ohne es zu exkludieren.“(Kleve 2000).

7 Literatur

- Bude, Heinz (2008) „Die Ausgeschlossenen- Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft“, München
- Diversity Management, Donau Universität Krems: Diversity Management in Personal- und Organisationsentwicklung, www.donau-uni.ac.at/de/studium/diversitymanagement
Eingesehen am 4.9. 2009
- Förster, Heinz v./ Pörksen, Bernhard (2008), „Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners“, Heidelberg
- Freise, Josef (2005) „Interkulturelle Soziale Arbeit“, Schwalbach /Ts.
- Froschauer Ulrike/Lueger Manfred (2003) „Das qualitative Interview“, Wien
- Gardenswartz, Lee/ Rowe Anita, (2008) in „Understanding and practicing Diversity“, Seminarunterlagen, Wien,
- Hall, Stewart (2000) „Rassismus und kulturelle Identität- Ausgewählte Schriften 2“, Hrsg. Nora Rätzzel, Hamburg
- Hall, Stewart (2004) „Cultural Studies - Ein politisches Theorieprojekt- Ausgewählte Schriften 3“, Hrsg. Ulrich Mehlum u.a. Hamburg
- Holzwarth, Peter/ Niesyto, Horst (2008). Präsentativer und diskursiver Selbstaussdruck junger Migranten und Migrantinnen im Kontext verschiedener (medien-) kultureller Ressourcen in Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 9(3), Art. 10, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0803101>.
- Horvat, Ilonka (2007) „Ich bin eben viele Sachen“, Wien, Berlin
- Jakubeit, Gudrun (1999) „Fremdheit ist eine Beziehung, die gestaltet werden muss“. Integration ist ein schillernder Begriff- „Fremdheitskompetenz“ als Ziel für Einzelne und Organisationen- Ein Interview mit Gudrun Jakubeit. In Blätter der Wohlfahrtspflege, H. 5-6
- Kamper, D. (1999) „Ästhetik der Abwesenheit. Die Entfernung der Körper“. München
- Kleve, Heiko (2000) „Sozialarbeit ohne Eigenschaften“, Freiburg
- Kolb Bettina (2008a): Die Fotobefragung in der Praxis , <http://www.univie.ac.at/visuellesoziologie/Publikation2008/VisSozKolb.pdf>
eingesehen 19.8.2009
- Kolb, Bettina (2008b). Involving, Sharing, Analysing---Potential of the Participatory Photo Interview in Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 9(3), Art.12, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0803127> ; eingesehen am 4.9.2009
- Lutter/Reisenlettner (2005) „Cultural Studies- eine Einführung“, Wien
- MA 7, Wr. Neustadt (2009) „Junge Migrantinnen und Migranten als Vorbilder. Mentoring für Schülerinnen und Schüler“, folder

- Möhring, Peter (1998) „Zum psychoanalytischen Verständnis von Migration und Interkultureller Begegnung“, in Bütter, Christian u.a. (Hrsg.): Brücken und Zäune. Interkulturelle Pädagogik zwischen Fremden und Eigenem
- Nieke, Wolfgang (2001) „Interkulturelle Arbeit“ in Otto, Hans-Uwe / Thiersch, Hans (Hrsg.) Handbuch der Sozialarbeit/Sozialpädagogik, Neuwied/Kriftel
- Olçay, Azem (2007) „Soziokulturelle Hinterlandschaft der MigrantInnen aus der Türkei“ unveröffentlichte Seminarunterlagen, Wien 2007)
- Orientexpress Beratungs- - Bildungs- und Kulturinitiative für Frauen auf www.hilfe.wien.gv.at eingesehen am 4.9.2009 www.orientexpress-wien.com
- Pisa Ergebnisse 2006, Bundesinstitut bifie <http://www.bifie.at/pisa-ergebnisse-2006> eingesehen am 4.9.2009
- Redekop, Vern Neufeld (2002) „From violence to blessing: how an understanding of deep-rooted conflict can open paths to reconciliation“, Novalis – Ottawa
- Rosenberg, Marshall (2001). „Gewaltfreie Kommunikation. Aufrichtig und einfühlsam miteinander spreche“ Paderborn.
- Sozialbericht 2007/2008 pdf des Bundesministerium f. Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz www.bmsk.gv.at, eingesehen 4.9.2009
- Staub- Bernasconi, Silvia (2000) „Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession“, in Schrub, Baldur (Hrsg.) Vom Jugendwohlfahrtspfleger zum Sozialmanager. Dortmunder Schriften zur sozialen Arbeit 1, Dortmund 2000 48-65
- Staub- Bernasconi, Silvia (2007) in „Sozialarbeit in Österreich [SIÖ], Zeitschrift für Soziale Arbeit, Bildung und Politik“ 2/07, Wien
- Varga von Kibéd, Matthias, / Sparrer, Insa (2005) „Ganz im Gegenteil, Tetralemma und andere Grundformen systemischer Strukturaufstellung, für Querdenker und solche, die es werden wollen“, Heidelberg
- Udeani, Chibueze C. (2006) „Kontinuität und Diskontinuität in einzelnen philosophischen Traditionen- Afrikanische Annäherungen“ in Bickmann u.a. (Hrsg.):Tradition und Traditionsbruch zwischen Skepsis und Dogma, Amsterdam- New York
- Unsel, Godela (1997) „Das Abenteuer *Erkennen*. Ein soziologischer Reisebericht “ Frankfurt/M./Leipzig
- Weiss Hilde „Leben in zwei Welten- Zur sozialen Integration ausländischer Jugendlicher der zweiten Generation“ 2007: Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden
- Welsch, W. (1996) „Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft“ Frankfurt/M.
- Wiener Antidiskriminierungsgesetz 2004/2008 www.wien.gv.at/recht/landesrecht-wien/landesgesetzblatt/jahrgang/2008/pdf/lg2008013.pdf LGB f. Wien v.8.9.2004, eingesehen am 4.9.2009
- ZARA (2007) „Rassismus Report 2007- Einzelfall-Bericht über rassistische Übergriffe und Strukturen in Österreich“ Wien

Eidesstattliche Erklärung

Ich, Lisa Kolb-Mzalouet, geboren am 12.März 1959 in Wien, erkläre,

1. dass ich diese Diplomarbeit selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubter Hilfen bedient habe.
2. dass ich meine Diplomarbeit weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.

Lisa Kolb-Mzalouet

Wien, am 14. September 2009